Germanien

Blätter für Freunde germanischer Vorgeschichte

Inhaltsverzeichnis.

Die Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte
hat den Zweck, alle Deutschen zusammenzufassen, die den Wert der Erforschung der eigenen Vorgeschichte erkannt haben. Sie verfolgt das Ziel, Wissen über die eigenen Ahnen im deutschen Volke zu verbreiten und Verständnis für seine Vorgeschichte zu erwecken.
Jährlich in der Pfingstwoche wird eine öffentliche Tagung abgehalten, bei der Denkmäler aus germanischer Zeit gezeigt werden. Sie sind zahlreicher in der deutschen Landschaft vorhanden, als gemeinhin angenommen wird.
Um die Verbindung unter den Mitgliedern aufrechtzuerhalten, erscheinen jährlich in zwangloser Folge 5—6 Hefte „Germanien“.
Die Mitgliedschaft wird erworben durch Einzahlung des Jahresbeitrages von 10.— RM auf das Postscheckkonto Oberstlt. a. D. Platz, Detmold, Postscheckamt Hannover 65278. Der Beitrag kann in Raten gezahlt werden. Die Mitglieder erhalten „Germanien“ kostenlos.
Das Vereinsjahr 1931/32 läuft vom 1. Mai 1931 bis zum 31. März 1932.
Es liegt im eigenen Vorteil, bei allen Anmeldungen, Einzahlungen usw. Namen und Anschrift deutlich zu schreiben.

Germanien

Blätter für Freunde germanischer Vorgeschichte

Herausgeber: Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Sitz Detmold, Bandelstraße 7

Für den Inhalt der Beiträge stehen die Verfasser ein

3. Folge — Bielefeld, Hornung 1932 — Heft 4

Unzureichende Beurteilung altgermanischer Kultur.

„Die einseitige Pflege, welche in unserer Schulerziehung — aber auch in unserer Schulwissenschaft — noch immer dem griechisch-römischen Altertum zuteil wird, hat neben anderen bösen Folgen dazu geführt, daß die herrschenden Vorstellungen über die Kultur unseres eigenen, des germanischen Altertums von einer geradezu beschämenden Oberflächlichkeit und Verworrenheit sind. Wir klammern uns an die Berichterstattung römischer Beobachter und christlicher Missionare, an die späte nordgermanische Sagen- und Kunstdichtung, an unsere mittelalterliche Fassung des Nibelungenliedes und neigen unwillkürlich dazu, das also gewonnene, zugleich starr-unbewegliche und unbestimmt-nebelhafte Bild als p r i m i t i v, a n f ä n g l i c h der antiken oder christlichen mittelalterlichen Kulturgestalt gegenüberzustellen, wobei es der persönlichen Neigung überlassen bleibt, diese Primitivität als primitive Roheit zu verwerfen oder als primitive Reinheit zu verherrlichen.“

(F. Adama van Scheltema, Der Osebergfund, S. 20.)

Das Werk Gustaf Kossinnas.

Von W i l h e l m T e u d t.

Wenn wir das Verdienst des im Dezember 1931 aus dem Leben geschiedenen Altmeisters der germanischen Archäologie auf die kürzeste Formel bringen wollen, so kann gesagt werden: K o s s i n n a h a t s e i n e r W i s s e n s c h a f t d i e d e u t s c h e S e e l e e i n g e h a u c h t. Und um deswillen bekenne ich mich mit Freuden als seinen Schüler. Die eigenen Worte, mit denen er seinem Lebenswerke den zutreffenden Stempel aufgedrückt hat, finden wir in dem Titel seines bedeutsamsten Buches „Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft“. Die zahllosen Einzeldienste, die Kossinna als Spatenwissenschaftler mit unermüdlichem Fleiße, in scharfsinnigem Verfahren und mit kühner, oft allzu unvermittelter Ausdeutung der Funde der Wissenschaft geleistet hat, treten in den Hintergrund gegenüber seinem erfolgreichen Bestreben, die Bedeutung der Archäologie für die deutsche Geschichtskenntnis und Geschichtsauffassung zur Anerkennung zu bringen und in das deutsche Denken hineinzuschieben.

Daß man eine Wissenschaft mit warmem Herzen und doch zugleich mit kühlem Kopfe in straffer Selbstzucht betreiben kann, ist den vermeintlich objektiveren Wissen-

schaftlern unverständlich. Wenn aber gar das warme Herz sich auf unser eigenes Volk bezieht, dann bleibt sicher der Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit nicht aus. Auch Kossinna wurde nicht verschont. Wie oft ist mir noch vor sechs Jahren ein ablehnendes Achselzucken begegnet, wenn ich mich auf Kossinna berief! Aber in heißem Kampfe hat er es durchgesetzt, daß ein Wandel in der Wertschätzung germanischer Archäologie eingetreten ist, wenn es auch der Schmerz seines Lebens blieb, daß seine Wissenschaft bis heute eine Art Aschenbrödelstellung einnimmt im Vergleich zu dem Aufwand an Geldmitteln und Eifer, mit dem die Erforschung römischer, griechischer und orientalischer Altertümer betrieben wird.

Obenan steht Kossinnas Kampf um den Lehrstuhl, oder besser gesagt, um Lehrstühle für germanische Archäologie an deutschen Hochschulen. Ähnliche Erfahrungen treten uns auch bei Einzelaufgaben immer wieder entgegen. Der Trierer Tempelplatz wird inmitten erfolgreichster Arbeit unwiederbringbar preisgegeben. Für Haithabu war in 30 Jahren nicht soviel Energie auszulösen, daß über den Ort dieses großen germanischen See- und Handelsplatzes an der Ostsee, über dessen Bestehen bis ins 11. Jahrhundert gar kein Zweifel obwaltet, endgültige Klarheit geschaffen wird. Hätte nicht die Freilegung der Reste einer germanischen reichen Handelsstadt — wenn sie möglich wäre — für uns eine unbeschreiblich größere Bedeutung als die Vermehrung der sowieso schon großen Kenntnisse und Museumsschätze, die wir für deutsches Geld aus den kostspieligen Grabungen im Orient gewinnen? Die Berechtigung dieser Frage wird in keiner Weise durch den Zweifel eingeschränkt, ob die Meinung, Haithabu habe an der Fundstelle der großen Runen-Grabsteine gelegen, richtig ist. Denn diese Meinung besteht; folglich müßte dort ausreichend gegraben werden. (Bis zum Gegenbeweise sind für mich die Vernunftsgründe dafür durchschlagend, daß die jetzige Stadt Schleswig auf d e m Platze wieder aufgebaut ist, wo Haithabu zerstört worden ist.) Es handelt sich bei dem allen nicht um eine Geringschätzung auswärtiger Grabungen, sondern um Höherschätzung von Grabungen auf germanischem Gebiet.

In Deutschland hat man immer noch nicht den geziemenden Wertmesser für die nationalen Angelegenheiten gefunden, allein um deswillen konnte es überhaupt zu einem Kampfe um Kossinna kommen. Es ist erstaunlich und erschreckend, wie langsam die völkische Selbstbesinnung der Deutschen fortschreitet. Das Ergebnis der Romanisierungszeit seit 1200 und der Internationalisierung seit 140 Jahren hat sich als ein schweres Hindernis auf die deutsche Volksseele gelegt und hemmt ihre Gesundung und Erhebung. Das Schlagwort der Unwissenschaftlichkeit, mit der man Kossinnas emporreißender Wirksamkeit entgegengetreten ist, mußte angesichts des sich mehrenden Tatsachenmaterials allmählich verstummen; aber die Lähmung des Aufschwunges, den er hätte bringen können, war erreicht. Dazu hat wohl auch beigetragen, daß Kossinna nicht dazu veranlagt war, die letzten Konsequenzen aus seinen Sätzen zu ziehen. Auf meine persönlichen Erlebnisse mit ihm in dieser Hinsicht möchte ich hier nicht eingehen.

Das vorige Jahrhundert hat im Zusammenhange mit den neuen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen einen gewaltigen Aufstieg aller Wissenschaften gebracht. Aber eine Schattenseite war, daß nunmehr jeder Wissenszweig eine exakte Wissenschaft sein wollte. Nur das Greifbare, das Meß- und Wägbare, sollte der Maßstab, ja das Wesen der Dinge sein. Man mißachtete die Gefahr, daß damit zugleich der Geist aus den Erscheinungen, das Mark aus den Knochen, das Empfinden aus dem Geblüt gesogen werden konnte. Der Preis, den man für den Triumph der Wissenschaft zahlte, war die geistige und seelische Verdorrung der Welt. Wie die Experimentalpsychologie mit Uhr, Thermometer und Rechenstift in der Hand

des Seelenlebens Herr zu werden trachtete, so geriet die junge Archäologie in ein ähnliches Fahrwasser: die Bodenfunde sollten ein nahezu ausreichendes Mittel zur Rekonstruktion alter Geschichte und Kultur sein. Als mir meine ersten Beobachtungen an den Externsteinen usw. zuteilwurden, rief man mir von allen Seiten zu: graben! graben! Es klingt mir noch in den Ohren. Bodenfunde, soweit sie als belegkräftig dazu gehören, sind dann auch ohne nennenswerte Grabungen hinzugekommen; aber es ist mir gewiß, daß ich keinen Schritt weitergekommen und meine Aufgabe im Senne-Sand erstickt wäre, wenn ich dem Drängen Folge geleistet hätte! Es ist nicht nur der grundsätzliche Irrtum über Beweiskraft und Bedeutung von Bodenfunden für die Aufdeckung von geschichtlichen Zuständen und Entwicklungen, sondern es sind auch die ganz unvermeidlichen praktischen Mängel des Erkenntnismittels, die das ausschließliche Graben immer wieder einmal als eine Sackgasse erscheinen lassen. Selbstverständlich werden mit solcher Beurteilung positive Erfolge des Grabens in keiner Weise herabgesetzt, sondern es handelt sich lediglich darum, daß der breite Raum, den die negativen Erfolge in Anspruch nehmen, nicht schon als geschichtliches Vakuum angesehen und als solches wie ein Positivum gewertet wird.

Auch Kossinna hat sich den dem Zeitgeist entsprechenden Neigungen nicht ganz entziehen können, sonst würde er das Gebäude seiner Ansichten über die Ursprünge des Germanentums und ihre Siedlungsgeschichte nicht so wesentlich auf Funde und Fundkarten aufgebaut haben, deren Beweiskraft obendrein durch ein systemloses Zustandekommen anfechtbar ist.

Wenn Kossinnas Ansichten über die keltische und germanische Siedlung auf dem Boden unseres Vaterlandes, wie ich glaube, keinen begrüßenswerten Fortschritt der Erkenntnisse gebracht haben, so erfährt der Dank keinerlei Einschränkung für die wertvolle Bereicherung, die seine archäologische Lebensarbeit der Wissenschaft, und damit unserem Volke in ungezählten Einzeldingen gebracht hat. Aber wahrhaft groß ist er geworden durch die zielsichere Gründlichkeit, mit der er für seine Archäologie als nationale Wissenschaft eingetreten ist. Ohne ihn wäre auch die Bewegung der „Freunde germanischer Vorgeschichte" noch nicht möglich gewesen.

* *
*

Nichts wären wir heute von dem, was wir sind und was Großes in uns steckt und noch weiter aus uns hervorbrechen mag, hätten wir nicht die große Erbschaft von unseren Vorvätern zu eigen. Unsere längst erloschenen Ahnen haben uns nicht nur ihr Fleisch und Blut, sondern darin auch ihre Gedanken, ihren Geist und ihren Charakter vererbt: „wir tragen noch das ganze Gewicht ihrer Fehler, wir empfangen den Lohn all ihrer Verdienste."

(Gustaf Kossinna: „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft." Vorrede zur 2. Aufl., S. 4.)

* *
*

„Das größte Hemmnis des Fortschritts ist die Stumpfheit, und der bequemste Deckmantel der Stumpfheit ist das Besserwissenwollen des Nichtwissens, das billige Mäkeln an allem, was eifrig und mutig vorwärtsstrebt." (Eucken)

Grundfragen zur germanischen Kultur.

Von Dr. J. O. *Plaßmann*, Münster.

In Bielefeld hat sich die Gemeinschaft der „Bielefelder Vortragsabende“ gebildet, deren Ziel in folgendem Satz umrissen wird: „Wir wollen die Grundsätze der Rassen-, Religions- und wirtschaftspolitischen Fragen und die aus ihnen abzuleitenden Forderungen und Folgerungen nationaler und kulturpolitischer Art klarstellen.“ In objektiver Weise kommen an einem Abend die Vertreter verschiedener Richtungen zu Wort. Am 8. Dezember 1931 sprachen *Dr. J. O. Plaßmann, Münster, Prof. Dr. Langewiesche, Bünde* und *Dir. W. Teudt, Detmold.* — Dr. Plaßmann hat uns in liebenswürdiger Weise seinen Vortrag zur Verfügung gestellt, den wir um so lieber abdrucken, als er das Grundsätzliche sehr klar herausarbeitet.

Kultur ist eine räumlich und zeitlich begrenzte Phase der Menschheitsentwicklung, die in dieser räumlichen und zeitlichen Begrenzung einen in sich unzerstörbaren Eigenwert darstellt. Die natürlichen Grenzen, in denen sich diese Menschheitsentwicklung abspielt, sind Völker und Rassen; nie hat es bisher eine die ganze Menschheit gleichmäßig umfassende Kultur gegeben[1]).

Also lautet unsere *Grundfrage*: Stellt die Kultur der Germanen einen solchen rassisch und völkisch bestimmten Eigenwert dar, der unzerstörbar und unvergänglich auch bei *Kulturwandel* verharrt? Können wir, was die Aufgabe einer Wissenschaft vom Germanentum wäre, diesen unzerstörbaren Wesenskern objektiv in unserer heutigen Gesamtkultur nachweisen? Dürfen wir also überhaupt von einer „deutschen“ Kultur reden, welche eine in sich eigengesetzliche, in allen wesentlichen Zügen auf sich selbst beruhende äußere und innere Lebensform darstellt?

Ist also die deutsche Kultur und damit die der anderen germanischen Völker durch den in ihr lebenden germanischen Kern wesenhaft gegen die Kulturen anderer Völker abzugrenzen, die Erben anderer Kulturen sind? Bedeutet somit — das ist unsere Hauptfrage — *eine Beschäftigung mit alter germanischer Kultur auch für uns heutige Germanen ein Schöpfen aus einem lebendigen Born, eine Vermehrung unseres geistig-seelischen Wesens, unserer Kultur?*

Die *Wertbeurteilung* aller Kulturforschung hängt von dieser Frage ab. Denn hier entscheidet es sich, ob unser *Gefühl* für die erschließbare germanische Vergangenheit Anspruch hat auf eine sachliche Wertung als tatsächliches *Wiedererinnern* — etwa wie man sich in späteren Lebensaltern durch Erinnerung an geistige Regungen und „Entwicklungserlebnisse“ neue positive Persönlichkeitswerte zuführen kann — oder ob es sich bei unserem Gefühl für germanische Kultur um eine *Anempfindung* handelt, die somit keine Bereicherung, sondern eine Verfälschung des Kulturbewußtseins bedeuten würde. Diese Frage ist noch kaum mit voller Deutlichkeit gestellt worden, und doch scheiden sich an ihr die Geister. Sie soll uns auch heute abend bei der Aussprache beschäftigen.

Die eine: die *positive Betrachtungsweise*, geht von dem Tatbestand einer germanischen Eigenkultur aus, die als volle, runde, aus sich selbst gewachsene und damit *selbstschöpferische* Menschheitskultur in den Ring

[1]) Der einzelne hat Anteil an dieser Kultur, insofern er Anteil hat an einem bestimmten Volk oder einer Rasse — auch wenn eine Kultur mehreren Völkern gemeinsam ist. So wird sich der Begriff des Volkes annähernd mit dem einer Kulturgemeinschaft decken.

der anderen Kulturen trat. Die Verfechter dieser Auffassung können theoretisch den Satz aufstellen: hätte die germanische, d. h. die im eigentlichsten Sinne nordische Kultur, niemals eine Berührung und Vermischung mit der Südkultur erfahren, so wäre sie doch aus sich zu einer vollen geistigen Kultur im eigentlichen Sinne erwachsen; zu einer Kultur also, die grundsätzlich alles aus sich entwickelt hätte, was wir als wesenhafte Bestandteile einer Hochkultur ansehen: geistige Erhöhung bis zu letzten Fragestellungen; seelische Vertiefung bis zu tiefstem seelischen, religiösen und künstlerischen Erlebnis und, was ernsthaft nicht davon zu trennen ist, die Entwicklung einer *Technik*, die geeignet ist, die äußeren Vorbedingungen für diese geistig-seelische Entwicklung zu schaffen. Nicht als wenn die germanische Kultur an sich schon eine *vollendete* Hochkultur gewesen wäre: aber sie enthielt alle wesentlichen Keime zu einer solchen Hochkultur selbständig und unabhängig in sich.

Grundsätzlich anders urteilen die Verfechter einer skeptischen Kulturauffassung. Sie erkennen dem Germanen zwar eine kulturelle Befähigung im Sinne einer kulturellen Bildungsfähigkeit zu, operieren hier aber, soweit sie sich überhaupt über diese Begriffe klar sind, mit der Auffassung von einem „geeigneten Rohstoff“ für die Kultur im eigentlichen Sinne: an Stelle des „erschlafften Römertums“ (oder Südländertums) habe der Germane für die „unvergänglichen und unerreichbaren Kulturwerte der Antike“, d. h. der vorderasiatisch-mittelländischen Welt, eine „frischere und unverbrauchtere Aufnahmefähigkeit“ gezeigt. Man nimmt hier „Kultur“ oder „Geisteskultur“ als einen Wert an sich, als ein für sich bestehendes, im freien Raume schwebendes Etwas, das beliebig übertragbar sei, wenn es eine „unverbrauchte“ Aufnahmefähigkeit vorfände. Man gesteht dem Germanen eine hohe Bildungsfähigkeit zu; aber sie ist negativer Art: er gibt den Stoff ab, den die vorher bestehenden, sozusagen transzendenten Kulturwerte verwenden können, um sich neu in ihm zu materialisieren. Aber er ist dabei nicht aktiv, sondern passiv; nicht selbst formend, sondern formbar; nicht selbstschöpferisch, sondern im wesentlichen nur empfangend; kein Same, sondern nur aufnahmefähiger Boden. Ohne die entscheidende Befruchtung aus der mittelländischen Welt hätte also der germanische Norden für immer in einer Art von romantischem Urzustande verharrt.

Diese Auffassung ist sehr alt, denn sie ist im Grunde die der christlichen Missionare, die eine „Übertragung“ der christlichen, in ihrem eigentlichen Kern für südländisch geltenden Religion auf die heidnischen Nordvölker sich nur unter dem Bilde des Ausrodens vorstellen konnten, wobei die Seelen der Bekehrten nur den indifferenten Boden darstellten, der nur nach Ausrodung des Unkrautes imstande war, den Samen der wahren Lehre zu empfangen. Sie verlangten im Grunde also nicht die Erleuchtung und Erhöhung von etwas schon Vorhandenem, sondern ein radikales, bis an die Wurzeln gehendes „Anderswerden“.

Diese Auffassung herrschte bis vor kurzer Zeit auch in der Wissenschaft. Zwar hatte schon die erste germanistische Schule unter Grimm u. a. mit manchem Vorurteil von dem „Barbarentum“ unserer Vorfahren aufgeräumt, aber zu der Auffassung von einer selbstschöpferischen germanischen Eigenkultur konnten sie mit den Mitteln und dem Material der damaligen Wissenschaft unmöglich gelangen. Die Vorgänger Grimms waren noch nicht sehr weit über die Auffassung hinaus, wie sie etwa dem Nürnberger Humanistenkreis eigen war, als dieser die Germania des Tacitus wiederentdeckte: die Humanisten nahmen zwar mit Freude und Dank von der Tatsache Kenntnis, daß ein berühmter Römer ihre Vorfahren sozusagen für anständige Menschen gehalten hatte; aber sie selbst fühlten sich dabei noch weit mehr mit dem Römer als mit ihren eigenen Vorfahren verwandt; im Grunde

waren sie nur darauf stolz, daß es edler Rohstoff war, aus dem die römische Kultur sie gebildet hatte. — Die jüngere Germanistik ging darüber zwar hinaus; sie bewies oder wollte beweisen, daß die „alten Deutschen" *auch schon* kulturelle Grundlagen besaßen, die sich mit denen der antiken Völker vergleichen ließen; daß sie *auch schon* Mythen, *auch schon* Sagen von hoher menschlicher Eindringlichkeit besessen hätten und infolgedessen kulturell nicht zu unterschätzen seien. Aber diese ganze Ehrenrettung bestand eben in einem Messen mit dem Maßstab des Fremden, dessen grundsätzliche Überlegenheit eben dadurch schon anerkannt wurde. Dies „auch schon" bestimmte die Forschung: man suchte für Germanien einen möglichst vollständigen Olymp zusammenzubringen, der dem des Südens fast ebenbürtig sein sollte; man suchte Götterzwölfheiten und Götterdreiheiten, ohne zu bedenken, daß solche formalen Übereinstimmungen für eine selbstschöpferische germanische Eigenkultur eben nichts bewiesen.

Danebenher ging eine Richtung, die das Wesen des germanischen Geistes in einer uferlosen mythisch-mystischen Naturdeutung suchte. Man erforschte Sage und Mythus und deutete spätere Sagenfassungen mythologisch aus, brachte alle möglichen Geheimnisse hinein und erweckte so den Anschein, als wenn unsere Vorfahren nur in tiefsinnigen mythologischen Bildern gedacht hätten; man hielt das eckigste, gewaltigste Heldenlied nur für eine menschliche Verhüllung mythologischer Ideen und mußte schließlich in jedem mittelalterlichen Bänkelsänger einen Träger uralter, tiefer Weisheit sehen, die er vorsichtshalber nur in epischer Umgestaltung von sich gegeben hätte. Man muß hier an Guido von List erinnern und an das ganze Phantom der „ario-germanischen Geheimwissenschaft", das sich schließlich jeder wissenschaftlichen Kritik um so leichter entzog, als grundlegende Voraussetzungen der Wissenschaft von dieser Seite überhaupt nicht anerkannt wurden.

Solche Übertreibungen und Mißdeutungen brachten diese ganze Forschung in Mißkredit und gingen außerdem an dem Kern der Sache vorbei. Denn man konnte auf diese Weise wohl ein prachtvolles und für manche Augen bestechendes System aufstellen, aber den Gedanken einer selbstschöpferischen, aus dem lebendigen Boden gewachsenen germanischen Eigenkultur vermochte man um so weniger zu fassen, als diese, anstatt als ein festgefügtes, greifbares Etwas hervorzutreten, immer mehr in das Nebelhafte verwischt wurde. Kein Wunder, daß die moderne germanistische Schule von solchen Betrachtungen energisch abrückte und nun um so heftiger die Auffassung von der unbedingten Abhängigkeit der deutsch-nordischen Kultur von den zeitlich voraufgegangenen mittelländischen Kulturen betonte. Dies wollte man nicht nur in Sage und Dichtung bis in letzte Einzelheiten hinein nachweisen, sondern vor allem auch für die *ethische* Kultur; also nicht nur für das geistige Vorstellungsleben, sondern auch für den sittlichen Charakter. Man machte sich diese Aufgabe sehr leicht: im mittelalterlichen Kulturleben ist alles sittlich *Hochwertige* eben „schon" vom Christentum beeinflußt, während alles sittlich *Minderwertige* „noch" aus dem Heidentum herrührt. Als bedeutende Vertreter dieser Richtung sind Hans Naumann und Ida Naumann zu erwähnen, vor allem auch der Kirchenhistoriker Hauck. Schon allein die Bezeichnung „heidnisch" bedeutet ja auch für uns noch ein negatives Werturteil, nicht allein den objektiven Tatbestand einer nur *anders* gearteten Religion.

Die Gegenrichtung hatte natürlich einen schweren Stand; sie konnte nur aus mehr gefühlsmäßigen Gründen den schöpferischen Eigenwert der Germanenkultur betonen. Der geschlossenen antiken Überlieferung stand fast nichts auf eigenem Boden Erhaltenes gegenüber, woraus nach dem damaligen Stande der Wissenschaft ohne allzu starke Zuhilfenahme der Phantasie ein geschlossenes Bild einer selbst-

schöpferischen Eigenkultur hätte gewonnen werden können. Was nicht durch die Feder römischer Berichterstatter oder der auf ganz bestimmte Wirkungen eingestellten Bekehrer gegangen war, das waren höchstens einige spärliche Runeninschriften; und auch diesen Runen bestritt man die Originalität. Man drehte sich im Kreise: das Fehlen schriftlicher Überlieferung, aus der die Kulturlosigkeit geschlossen wurde, wird an sich schon als Zeichen von Kulturlosigkeit angesehen; und wer das Nachrichtenwesen beherrscht, der beherrscht die öffentliche Meinung — auch in Wissenschaft und Religion. Die germanische Kulturwissenschaft litt an einem dauernden Mangel an Stoff.

Erst die neueste Forschung hat hier die Möglichkeit einer richtigeren, weil weit umfangreicheren Beurteilung geschaffen. Das Bild vom geschichtlichen Werden des menschlichen Zusammenlebens, des menschlichen Könnens wurde innerhalb ziemlich kurzer Zeit um Jahrtausende erweitert; die „klassischen alten Kulturen" schrumpften zu einem Ausschnitt innerhalb eines viel umfassenderen Geschichtsbildes zusammen, seitdem die sog. „Vorgeschichtswissenschaft" die Voraussetzung für eine vergleichende Kulturbetrachtung über Jahrtausende geschaffen hat. „Vorgeschichte" ist eine Bezeichnung, die nicht im vollen Wortsinne zu nehmen ist; was die Kulturgeschichte angeht, so wird die Vorgeschichte in immer höherem Maße zur Geschichte, je enger der innere Zusammenhang zwischen den verschiedenen Gebieten der Bodenforschung wird. Für die *germanische Kulturwissenschaft* wurden diese Ergebnisse von größter Bedeutung. An Hand der Bodenfunde konnte man weite zusammenhängende Kulturgebiete statistisch erfassen und abgrenzen; man konnte an Hand der Schädelfunde die Bewohner rassenmäßig einteilen und so zum ersten Male einen gewissen Zusammenhang zwischen der inneren Eigenart des Schöpfers und der des Geschaffenen herstellen. Und da wurde zunächst, was noch nicht genug betont wird, das Bild des Verhältnisses der verschiedenen Kulturen untereinander ein ganz anderes. Der nordische Kulturkreis erweist sich als nach außen autonom: er stellt ein geschlossenes Gebiet von Menschen und geformten Kulturwerten dar, und diese geformten Kulturwerte sind von weit größerer, auch technischer Vollendung, als man jemals geahnt hatte. Nicht eine a priori vorhandene Kultur an sich im Süden stand dem „ungebildeten, aber bildungsfähigen Babarentum" gegenüber, nicht ein kulturell stets aktiver Südkreis einem stets passiven Nordkreis: für unser heutiges geschultes Auge vollzieht sich die Entwicklung nach dem Gesetz der Polarität. Die nördliche und die südliche Kultur entwickeln sich in weitem Abstande selbständig; sie weiten sich immer mehr nach Süden und Norden aus; in der Mitte entsteht ein gemeinsames Vorgelände, in dem sich fruchtbare Mischkulturen entfalten. Im ganzen erwies sich sogar der Norden als aktiver; sein periodisches, mehr oder weniger gewaltsames Überfließen hat im Südkreise stärkere Umgestaltungen ausgelöst als umgekehrt.

Das Germanentum kann nun nach alledem als nichts anderes angesehen werden, denn als der eigentliche, in aktiver Beharrung befindliche Kern des nordischen Kulturkreises. Kein Wunder, daß von der jungen Vorgeschichte die ersten Impulse zu einer neuen, positiven Wertung der germanischen Kultur ausgingen; daß Männer wie Schuchardt und vor allem Kossinna ganz wesentlich zur Stärkung des germanischen Kulturbewußtseins, oder besser des Kultur-Selbstbewußtseins beitrugen. Nun ist es freilich die Tragik jeder wissenschaftlichen neuen Erkenntnis, daß sie sich, noch ganz mit der Bekämpfung veralteter Anschauungen beschäftigt, bereits mit kühnen Neuerungen auseinanderzusetzen hat, die noch weit über das Erreichte hinausgehen zu müssen meinen. Die vorgeschichtliche Wissenschaft errang ihre Erfolge, sie konnte sie nur erringen unter einer Voraussetzung, die der ger-

manischen Geisteswissenschaft gefehlt hatte: Material, immer neues Material, das unangreifbare Unterlagen für den immer weiteren Ausbau des Gesichtskreises bietet. Bisher hatte man sich fast ausschließlich mit den Überlieferungen der Geistesgeschichte beschäftigt; man hatte auf diesen ein Bild des germanischen Geisteslebens gebaut, das teils durch Anlegung eines fremden Maßstabes dem autochthonen Germanentum nicht gerecht werden konnte, teils einer uferlosen Idealisierung verfiel. Die Folgen waren: Skepsis von seiten der „offiziellen" Wissenschaft; Unbefriedigtheit von seiten der Laien, die ihrem Empfinden nach eine höhere, oder wenigstens eine lebendigere Offenbarung erwarten zu können glaubten. Zum Teil sicher aus einem gewissen Sensationsbedürfnis; zum Teil aber auch aus dem berechtigten Empfinden heraus, daß eine Beschäftigung mit dem Denken und Tun der Altvordern auch seelisch für die Nachfahren eine Bedeutung haben müsse.

Diesem Verlangen, so berechtigt es ist, kann die Wissenschaft doch meist nur unvollkommen gerecht werden. Zumal die Vorgeschichte mußte zunächst der ersten Voraussetzung zum Erfolge genügen: sie mußte sich auf die Sammlung der materiellen Unterlagen einstellen; sie mußte voreilige Deutungsversuche allzu freudiger Laien und Fachleute mit einer gewissen Ausschließlichkeit ablehnen. Beim Pflügen eines Ackers darf man noch keinen Weizen hineinsäen wollen.

Aber das Pflügen erhält doch erst seinen Sinn durch das spätere Säen und die Analyse durch die spätere Synthese. Das aus den Pergamenten gewonnene Wissen und das aus dem Boden Gewonnene lagen nebeneinander, und man wußte nicht, wie man es aneinanderpassen mußte. Die Wissenschaft „hatte die Teile in der Hand, fehlt leider nur das geistige Band". Nichts ist leichter und leichtfertiger als die Behauptung der Kulturskeptiker: eine Betätigung, in die *wir* keinen Sinn mehr zu legen wissen, ist sinnlos oder im günstigsten Falle „primitiv", wie das Verlegenheitswort lautet. Um aus materiellen Funden „Geschichte", d. h. einen Ablauf lebendigen Geschehens herzustellen, mußten diese Funde zunächst zu formgeschichtlichen Entwicklungsreihen zusammengestellt werden. Von all diesen Gegenständen redete nichts als ihre äußere Form. Sie zeigte freilich Entwicklungstendenzen, sie machte weite Wanderungen nachweisbar und ermöglichte in Verbindung mit den Schädelfunden schon eine Art von vorgeschichtlicher Völkerkunde. Das war schon viel, denn bei diesen Wanderungen erwies sich der Norden weit stärker als der Gebende, denn der Süden. Man staunte, daß unsere Vorfahren vor 3000 Jahren sich auch schon geschmackvoll zu kleiden wußten, daß sie leidlich wohnten und sich nicht mit rohen Wolfspelzen behängten und in Höhlen hausten, wie sich der Durchschnittslaie das heute noch vorstellt. Aber das *geistige* Leben negierte man, weil es nicht nachzuweisen war. Doch alles drängte immer mehr dahin, das auf literarischem Wege gewonnene Wissen vom Vorstellungsleben unserer Ahnen mit den materiellen Funden in Einklang zu bringen.

Diese Aufgabe hat sich bisher als fast unlösbar erwiesen. Denn gerade *die* Stelle unserer germanischen Geschichte, an der die schriftliche Überlieferung einsetzt, wird ja gekennzeichnet durch jene ungeheure Kulturzerstörung, die mit dem gewaltsamen Eindringen der neuen Religion verbunden war. Ich bin allerdings nicht der Auffassung, daß das Erlöschen des alten, eigenen Geisteslebens *nur* eine Folge der gewaltsamen Umgestaltung war; aber die Tatsache bleibt doch bestehen, daß *dieselben* Verhältnisse, die eine geschriebene Überlieferung bei uns heimisch machten, gleichzeitig das Einsetzen einer neuen und das Abreißen einer alten geistigen Einstellung zur Vorbedingung hatten. Die alte Kultur ist aus der Oberschicht geschwunden, und diese Oberschicht gibt jeder Kultur immer und überall das erkennbare Gesicht. Die Oberschicht nahm andere Kulturformen an; Stabreim und

Heldenlied verschwanden, Runen waren längst auf den nördlichsten Bezirk beschränkt; auch die eigenen Bildkunstformen weichen in den Norden, in das eigentliche Ursprungsland zurück. Was an germanischen Kulturgütern in die neue Zeit gelangt ist, das ist nicht als Subjekt, sondern bestenfalls als Objekt in die literarische Überlieferung eingegangen. Es ging nicht verloren, aber es mußte dunkle Nebenwege suchen, um überhaupt erhalten zu bleiben, es mußte aus der Oberschicht in die unteren Schichten sinken und dadurch in seinem geistigen Inhalt verdunkelt werden. Seine Lebendigkeit erwies es dadurch, daß es auch unter den aufgepfropften fremden Formen wieder nach oben drängte, daß es später dem geistigen Leben der Oberschicht wieder einen lebendigen Inhalt gab. In der Zwischenzeit blieb es unsichtbar, — lebendiger Saft in den Kanälen, die von unten nach oben führen, aber als Form nicht bestimmbar. Erst die Zeit des romanischen Stiles läßt Germanisches wieder Form werden, was gar nicht zu erklären wäre, wenn es nicht ein Leben im Unterbewußtsein geführt hätte, über dem sich ein fremdes Oberbewußtsein wölbte, das aber ganz allmählich von den unterbewußten, scheinbar ganz verlorenen Wesenselementen geformt wurde.

Das typische Beispiel für diesen Vorgang sind die mittelalterlichen Epen, deren Herkunft aus dem alten Heldenlied wir wohl theoretisch beweisen, aber durch keinerlei Zwischenstücke wirklich belegen können. Auch bei den wuchtigen Steintürmungen der romanischen Dome darf man sich an die Megalithgräber erinnern; die Steinornamentik knüpft nachweisbar wieder an sehr alte Formen der Metallkunst und der Holzkunst an, und auch die gotische Halle wird von dem alten ragenden Holzhallenbau schwerlich zu trennen sein. Die Kontinuität, die Beständigkeit der Weiterentwicklung, ein Merkmal jeder Eigenkultur, ist demnach nicht abzustreiten; sie ist nur nicht immer sichtbar.

Zu dieser Formenkunde der Kunstbetätigung, die rückschließend eine autonome germanische Kulturauffassung bestätigen kann, tritt nun von ganz anderen Voraussetzungen her noch eine Formenkunde: die Wissenschaft von den Formen des menschlichen Körpers, die *Anthropologie* oder *Rassenkunde*. Eine Rasse nennt man eine Menschheitsgruppe, die auf Grund ihrer biologischen Verwandtschaft eine Art von höherem Individuum bildet, und die darum ganz bestimmte körperliche Merkmale entwickelt, die zu einem Teil wenigstens auch ihr seelisches Wesen bestimmen und von anderen Rassen unterscheiden. Man hat nun mit Erfolg versucht, diese Rassen mit den Erzeugnissen bestimmter Kulturkreise in wesenhafte Beziehung zu setzen und so von körperlichen Rassenmerkmalen auf bestimmte geistig-seelische Voraussetzungen zu schließen. Man stellte die Lehre von der *geistigen Erbmasse* auf, die denselben Erbgesetzen unterliege wie die körperlichen Merkmale: Wie das körperliche Erscheinungsbild einer Rasse sich durch Jahrtausende in Millionen von Individuen, aber unveränderlich in den Grundzügen, forterbt, so bleibt die seelische und geistige Grundeinstellung, die Einstellung zu den entscheidenden Fragen des Daseins, vor allem auch der ethische Grundcharakter bestehen, — nicht als materielle *Folge* einer bestimmten körperlichen Beschaffenheit, sondern als paralleler Ausdruck einer nur metaphysisch zu begreifenden Höhenstufe des Lebens, die sich in dem körperlichen Rassenbilde nur ihren materiellen Ausdruck schafft.

In diesem Sinne spricht man von einer Rassenseele, die auch die Völkerseele insofern bestimmt, als eine bestimmte Rasse in einem Volke vorherrscht; sie bleibt trotz des von Umwelt und Schicksal bestimmten zeitlichen Wandels, trotz wechselnder technischer Hilfsmittel in ihrer Grundeinstellung doch beständig; in ihr lagert sich, ganz wie beim Einzelwesen, früheres Erleben im Unterbewußtsein ab und bleibt

für die Folgezeit bestimmend. Diese Anhäufung biologisch gebundenen Erlebens bezeichnet man als geistige Erbmasse. *Kultur* ist darnach kein abstraktes Etwas, das sich beliebig von einem Volk auf das andere übertragen läßt; sie ist der Ausdruck einer in sich untrennbaren biologisch-seelischen Gegebenheit, so wie die Blume der Ausdruck einer ganz bestimmten biologischen Gegebenheit ist, eines Wesens, das sich nur so und nicht anders ausdrücken *kann*, das sich aber auch, solange Leben und Saft darin ist, so und nicht anders ausdrücken *muß*.

Diese Lehre ist nun sehr umkämpft, sie wird von den einen als materialistisch gescholten, von anderen als mystisch abgetan — man kann sie aber aus unserer Erörterung von grundlegenden Kulturfragen nicht mehr ausschalten. Denn im allgemeinen fassen wir Kultur viel zu eng als Ausdruck einer gewissen geistigen Routine oder auch einer gesteigerten seelischen Empfindungsfähigkeit. Wahre Kultur beim einzelnen wie bei ganzen Völkern ist aber noch mehr: sie ist vor allem auch eine Sache des *Charakters*. Ehe der Geist seine Vorstellungen zu Gebilden formen kann, ehe die Seele verfeinerte Formen ihrer Empfindung erleben kann, muß das formende Prinzip, der Wille, am Menschen selbst formend wirksam sein; der Mensch muß unterscheiden, wählen und richten können; er muß es gelernt haben, sich selbst objektiv gegenüberzutreten, er muß Verantwortung haben und muß aus dieser sein Schicksal gestalten können. Der Wille zum bewußten Handeln ist der Anfang aller Kultur, auch der künstlerischen Kultur; denn auch diese beginnt damit, daß der Mensch mit dem Willen zur bewußt begrenzten Tat der Welt gegenübertritt, um sie nach seinem Willen zu formen oder sie formend nachzuerleben. So berührt uns an den Resten der oft unheimlich kantigen, schroffen germanischen Heldenlieder *eins* auch heute noch unmittelbar vertraut und verwandt: der zur künstlerischen Form gewordene Charakter, der sich in diesen Helden ausspricht. Und hat der Grieche die vorbildliche *Form* der Schönheit, der Römer die *Form* des Rechtes geschaffen, so hat der Germane vor allem das Recht als *Ausdruck des Charakters* geschaffen.

Nun erweist sich aber gerade dieser Charakter als am festesten mit den Gesetzen der Vererbung verbunden, weit mehr als Intelligenz und Empfindungsfähigkeit. Der Charakter gehört zu den beständigsten Elementen der Rasse und des Volkstums. Es ist ein Fehler der üblichen Kulturforschung, neben den formalen Leistungen der Völker, neben ihrer Wissenschaft und Kunst, ihren handelnden Charakter kaum zu berücksichtigen. Der Charakter, die grundsätzliche, aufnehmende und handelnde Einstellung zur Umwelt, ist nun freilich etwas, das sich sowohl der literarischen, wie auch der Scherbenforschung entzieht. Man kann den kunstvollsten Tongefäßen nicht ansehen, ob ihre Hersteller Helden oder Feiglinge, ob sie Tatmenschen oder Träumer waren; ja nicht einmal, ob sie den Blick in die Weite und in die Höhe sandten, oder ob sie sich im engen Winkel wohlfühlten. Selbst aus literarischen Überlieferungen mit ihren vielfältigen subjektiven Vorbedingungen wird das nur zu einem Teile deutlich. Seine Geschicklichkeit, sein Formgefühl, seine Empfindungsfähigkeit kann der Mensch in Ton, in Stein und in Worten ausprägen und hinterlassen; seinen Charakter hinterläßt er nur in seinen Nachkommen, geformt und ausgeprägt in dem lebendigen Stoff der Rasse. Wollen wir also dem Wesen und der Kultur eines Volkes gerecht werden, das vor tausend Jahren lebte, so dürfen wir nicht nur fragen, welche Tongefäße, welche Kunstwerke, welche Waffen, welche Musikzeuge sie der Welt hinterlassen haben, sondern vor allem, welche lebendigen Menschen. Eine Beurteilung *anderer* Hinterlassenschaften ohne Berücksichtigung *dieser* Hinterlassenschaft ist immer einseitig und verkümmert, denn nur am *Leben* kann das *Leben* gemessen werden.

Die grundlegenden Fragen über unsere Einstellung zur germanischen Kultur lauten also: Nach welchen Maßstäben dürfen wir, auf sachlich und wissenschaftlich haltbarem Boden bleibend, unsere Einstellung zur Kultur unserer Vorfahren richten?

Dürfen wir uns mit Recht als gesetzliche Erben einer selbstschöpferischen, uralten Eigenkultur fühlen — dürfen wir auch in der Erforschung der germanischen Vergangenheit von dieser Voraussetzung ausgehen? Dürfen wir also, wenn wir uns ein lebendiges Bild von unseren Vorfahren machen wollen, dies Bild mit dem uns eigenen Denken und Fühlen erfüllen?

Dürfen wir ferner eine grundsätzliche, im Unbewußten wurzelnde Einstellung zur Umwelt, die wir Charakter nennen, von uns aus, als mit Rasse und Volkstum eng verbunden, auch für die Vorfahren voraussetzen? Sind wir also, wenn wir an die Beurteilung und Erforschung unserer Vergangenheit den Maßstab *unseres* ethischen Charakters anlegen, objektiv im Recht, und bedeutet das subjektiv für uns eine ethische Bereicherung?

Gilt dasselbe auch in gleichem Maße für die Vertiefung unseres *religiösen* Gefühles? Dürfen wir also das, was wir als ein eingeborenes religiöses Sehnen empfinden, auf eine Erbanlage zurückführen, die so oder so schon bei unseren Vorfahren vorhanden gewesen sein muß und die so eine den Vorbedingungen angemessene Wirkung ausgeübt haben muß?

Oder müssen wir für alle Zeiten uns als Schüler empfinden, die die Wurzeln unseres geistigen und religiösen Seins fern vom eigenen Boden, vom eigenen Blute, von den eigenen Ahnen suchen, die dann zu unserem heutigen Wesen nur eine *materielle* Beziehung hätten? Oder gilt wie für den einzelnen Menschen, so auch für die Volkstümer der Satz: *Werde was du bist?*

Mir scheint, daß Herr Teudt von einer positiven Beantwortung dieser Fragen zu seiner persönlichen Auffassung von germanischer Kultur gelangt ist. Wenn ich ihn recht verstehe, so sagt er etwa: Technisches Können, Handfertigkeit, auch geistige Ideen lassen sich von einem Volke auf das andere übertragen; aber der Charakter, die Entwicklungsgrundlage von all diesem, läßt sich nicht übertragen. Ob aber ein Volk innerlich Anteil nimmt an den Bewegungen der Gestirne, ist viel weniger eine Frage seiner rechnenden Intelligenz als seines ethischen Charakters; dieser aber kann nicht erlernt und übertragen werden, er ist dem Volke wie dem einzelnen mitgegeben als *sein* Ding an sich. Zeigen die Deutschen, wie überhaupt die Germanen, in den letzten 500 Jahren eine außerordentliche Befähigung und Neigung zur Himmelskunde, so entspricht dies ihrem Charakter; dieser aber ist ein unveränderliches Erbteil, und daher ist es sehr wahrscheinlich, daß es schon vor tausend und mehr Jahren bei höheren Geistern ähnliche Neigungen ausgelöst hat. Erfüllte diese Neigung außerdem ein praktisches Bedürfnis, so werden sich die Spuren dieser Anwendung rückwärts tastend vielleicht heute noch feststellen lassen.

Oder: seit Bestehen des Christentums in Germanien erweisen sich die Deutschen als religiöse Sucher von einer bestimmten Eigenart; das Gesamtbild des Christentums hat von Germanien aus so starke Rückwirkungen erfahren, daß dies spezifisch germanische Wesen aus dem heutigen Christentum nicht mehr fortzudenken ist. Bringt also der Germane in das von ihm Übernommene seine religiöse Eigengesetzlichkeit hinein, so hat diese Eigengesetzlichkeit schon vorher bestanden, sie muß also schon vor tausend und mehr Jahren ihre eigenen Formen geschaffen haben. Und diese Formen können wir erschließen, wenn wir uns nicht nur vom toten Material, sondern von unserem lebendigen ererbten Empfinden leiten lassen.

Die strenge Wissenschaft steht demgegenüber meist auf dem Standpunkt, daß solche Erwägungen als subjektiv auszuscheiden sind: nur die kritische, voraus-

setzungslose Sammlung und Verwertung positiven Materials führe weiter. Darin liegt ein sehr alter Gegensatz der Denkrichtungen überhaupt: auf der einen Seite die geistige Schau, die zuerst das Ganze sieht und dann die Teile, die sie in der Hand hat, sinngemäß darin einzuordnen strebt; auf der anderen Seite die analysierende Methode, die eine große Anzahl von Stücken sammelt oder das Überlieferte in Teile zerlegt, um dann durch genaues Aneinanderpassen der Teile ein Bild des Ganzen wieder zusammenzusetzen. Es ist der vielberufene Unterschied von „Ingenium" und „Acumen". Beider Methoden kann man nicht entraten; nur beide Methoden in harmonischem Ausgleich können die Wissenschaft wirklich fördern. Man hat mit Recht gesagt, Kepler habe seine fundamentalen Gesetze nie entdeckt, wenn er die heutige Genauigkeit mathematischer Methoden gekannt hätte: die Kühnheit seiner Gesamtschau wäre dann vor lauter rechnerischen Bedenken nicht möglich gewesen, das Ingenium wäre am Acumen gescheitert. Natürlich kann man auch ebenso beweiskräftige Gegenbeispiele anführen.

Unter diesen Gesichtspunkten wollen wir unsere Auseinandersetzung führen, die sich im Grunde als eine Auseinandersetzung der beiden sich ergänzenden Anschauungs- und Forschungsmethoden darstellt.

Zur Geschichte der Runenforschung.

Von Studienrat Edmund Weber, Spandau.

Die Wiege der neuzeitlichen Runenforschung hat in Schweden gestanden. Der Erzbischof von Upsala Olaf Store (Olaus Magnus) gab 1555 ein Werk Historia de gentibus Septentrionalibus (2. Aufl., Antwerpen 1561) heraus, in dem er ein Runenalphabet veröffentlichte. Er schrieb darin: „Seit ältester Zeit . . . lange vor der Erfindung der lateinischen Buchstaben . . . hatten die nordischen Reiche ihre eigene Schrift." Es war ganz natürlich, daß er zu solchem Standpunkte kam, weil zu seiner Zeit die Runenschrift in Schweden noch lebte. Das von ihm mitgeteilte Alphabet ist freilich ein spätnordisches.

Ihm folgte der schwedische Reichsarchivar Johann Bure (Johannes Bureus) mit seinem Runakänslones Lärospan i. e. Elementa Runica (Upsala, 1599). Auch diese „Elemente der Runenkunde" enthielten nur spätnordische Runen-Inschriften.

Einen großen Schritt vorwärts bedeutete das Werk des Dänen Olaf Worm (Olaus Wormius) Runer seu Danica Literatura Antiquissima (Hafniae 1636). Darin brachte er das sog. „Nordische Runenlied", auch „Altnordisches Runengedicht" geheißen.

Ein „angelsächsisches Runengedicht" veröffentlichte der englische Bischof George Hickes in seinem „Thesaurus" 1703—1705.

Hatte bis dahin die Pflege der Runenforschung in nordischen Händen gelegen, aber doch nur tastende Versuche dargestellt, so legte W. C. Grimm den Grundstein zu dem Gebäude der wissenschaftlichen Runenforschung. In seinem 1821 in Göttingen erschienenen Buch „Über deutsche Runen" unterschied er als erster klar zwischen nordischen, angelsächsischen und deutschen Runen. Sein Werk ist heute in großen Teilen überholt, wird aber immer wertvoll bleiben durch die Besonnenheit des Verfassers und durch die beigegebenen Tafeln. Kennzeichnend für seinen weiten Blick ist folgendes Urteil: „Daß Tacitus mit den Worten ‚literarum secreta viri pariter ac feminae ignorant' auch den Priestern die Kenntnis der Buchstabenschrift absprече, glaube ich nicht. Im Gegenteil bin ich der Ansicht, daß sie diese besessen nicht anders als die Druiden der Gallier, und zwar, daß sie ein eigentümliches Alphabet gehabt

haben. Es wäre schon unbegreiflich, daß die Deutschen bei der frühen und häufigen Berührung mit den Römern ein ohne Zweifel sogleich bemerktes Bildungsmittel sich nicht zugeeignet hätten."

Gegenüber dieser gesunden Meinung W. C. Grimms bedeutete Liliencrons Standpunkt: „Ist hiermit gesagt, daß unsere Vorfahren schon in jener Urzeit schrieben, und zwar mit einheimischen Buchstaben? Ich sage: nein! . . . Die Runen waren eine Reihe von — mystischen Zeichen", einen Rückschritt. Diese Meinungsäußerung findet sich in dem Buch: Liliencron und Müllenhoff: Zur Runenlehre (Halle 1852). Darin waren die bis dahin bekannten neun Fudarke zusammengestellt und auch schon zwischen Grund- und Sproßformen der Runen unterschieden.

A. Kirchhoff (Das gotische Runen-Alphabet, Berlin 1851) und J. Zacher (Das gotische Alphabet Wulfilas und das Runenalphabet, Leipzig 1855) untersuchten die Frage des Zusammenhangs der gotischen Buchstabennamen mit den entsprechenden angelsächsischen und nordischen Runennamen. Zacher kam zu dem wichtigen Ergebnis, daß mindestens acht gotische Buchstaben aus den entsprechenden Runen hervorgegangen seien, eine Folgerung, die noch immer umstritten ist.

J. F. Lauth kam in „Das germanische Runen-Fudark" (München 1857) zu dem Schlusse, daß das kürzere nordische Futhark von 16 Zeichen ein älteres Futhark von 24 Zeichen voraussetze. Die Frage, ob die kürzere nordische Runenreihe aus dem längeren durch Verkümmerung oder Umbildung hervorgegangen oder seit alters neben ihm selbständig dagewesen sei, hat bis auf den heutigen Tag sehr verschiedene Antworten erhalten und kann noch nicht als endgültig entschieden angesehen werden. Herman Wirth z. B. (Der Aufgang der Menschheit, Jena 1929) tritt für ein uraltes Nebeneinanderbestehen beider ein.

1889 erschien eines der wichtigsten Werke: „Deutsche Runendenkmäler" von Rudolf Henning, und zwar in Straßburg. Es brachte möglichst getreue Abbildungen der Runen-Denkmäler, ihre Fundgeschichte sowie Lesungen und Deutungen der Inschriften jedes Denkmals. Sind auch seitdem neue Funde in etwa gleicher Zahl zu den von Henning veröffentlichten hinzugekommen, so ist doch das Buch noch immer unentbehrlich für jeden Runenforscher, der an der Hand der Abbildungen ein eigenes Urteil über die Lesung und Deutung einer der älteren Inschriften gewinnen will.

Nur wegen der unentbehrlichen Abbildungen sei auf George Stephens: The Old Northern Runic Monuments of Scandinavia and England (4 Großfolio-Bände, 1867—1884 u. 1901) verwiesen. Der Text ist vielfach verfehlt; so reihte der Verfasser die deutschen Denkmäler als „Wanderer" d. h. als „Streufunde" den nordischen ein, wollte sie also gar nicht als deutsche anerkennen.

Einen Markstein in der Entwicklung der Runenforschung bedeutete Ludwig Wimmers Lebensarbeit. Dieser dänische Forscher untersuchte die Runen-Denkmäler Dänemarks und erfand ein Papier-Abklatsch-Verfahren, um brauchbare Abdrücke der Runensteine zu erhalten. Die Ergebnisse dieser mühsamen Arbeit legte er nieder in dem Sammelwerk De danske Runemindesmaerker (Kopenhagen 1895). Es sei hier gleich bemerkt, daß Frau Dr. Lis Jakobsen neuerdings den Vorwurf erhoben hat, Wimmer habe viele seiner Abbildungen dadurch entwertet, daß er in Zweifelsfällen mit Kreidestrichen so nachgeholfen habe, wie er es gerade für die von ihm gewünschte Lesung brauchte. Diese Beschuldigung ist amtlich dadurch anerkannt worden, daß Lis Jakobsen durch die Unterstützung der dänischen Regierung in den Stand gesetzt worden ist, neue Abbildungen herauszubringen, die mittels eines verbesserten Papp-Abklatsch-Verfahrens und vor allem mittels der Lichtaufnahme erzielt worden sind; denn das Lichtbild lügt nicht. Wenn nun auch durch diese

Feststellungen der Nachruhm Wimmers stark verdunkelt worden ist, so hat er doch zu seinen Lebzeiten im Reich der Runenforschung eine Herrscherstellung besessen. Das war ganz natürlich, da er über eine ungewöhnlich vielseitige Erfahrung verfügte. So wurde sein Buch „Die Runenschrift" — aus dem Dänischen übersetzt von F. Holthausen, Berlin 1887 — für zwei Jahrzehnte das Leitwerk der Wissenschaft. Noch heute kann niemand, der sich eindringlich mit der Runenfrage befassen will, an ihm vorbei. Es ist noch immer sehr lehrreich, in seinen Vorzügen und in seinen Schwächen. Der schwerwiegendste Irrtum Wimmers war folgender: In einer Unterschätzung der geistigen Gesittungshöhe der frühgeschichtlichen Germanen traute er ihnen keine selbständige Schrift zu. Die Formenvergleichung der Runen mit der lateinischen Schrift verführte ihn zu der Annahme, die Germanen hätten ihre Buchstaben den Großbuchstaben der römischen Inschriften entlehnt. So verstieg er sich zu der Behauptung, die Runenschrift habe sich „nach dem lateinischen Alphabet frühestens am Ende des zweiten oder Anfang des dritten Jahrhunderts n. Chr. bei einem der südlichen germanischen Stämme (natürlich an einer einzigen Stelle und — können wir hinzufügen — von einem einzigen Manne) gebildet und sich von dort aus allmählich zu den anderen germanischen Stämmen verbreitet". Einer solchen Ansicht über Alter und Herkunft der Runenschrift standen an Bedenken gegenüber: 1. Der Mangel an Zeit zur Verbreitung; sie müßte mit der berühmten affenartigen Geschwindigkeit der Preußen vor sich gegangen sein; 2. die selbständige Ordnung der Runenreihe, die mit f — u — th — a — r — k (daher Futhark oder neuhochdeutsch Fudark genannt) beginnt und nicht mit a — b — c; 3. die bodenständigen Namen der Runen, zu denen jedes Vorbild in den südlichen Alphabeten fehlt; 4. die Beidläufigkeit vieler Zeichen und das häufige Vorkommen der Furchenschrift. (Unter Beidläufigkeit versteht man die Besonderheit vieler Runen, daß sie sowohl von rechts nach links als von links nach rechts geschrieben werden konnten; unter Furchenschrift versteht man eine Zeilenführung, bei der die zweite Zeile da beginnt, wo die erste aufhört, und zwar kann sie dann entweder auf den Kopf gestellt oder in Spiegelschrift — also je nachdem links- oder rechtswendig — gehalten sein.) Die Beidläufigkeit und die Furchenschrift sind höchst altertümliche Züge, die auch den altgriechischen, altitalischen und etruskischen Alphabeten eigen gewesen, aber um 300 v. Chr. in den Südlanden erloschen waren. Wimmer hat die Schwere dieser Bedenken wohl erkannt; er mußte geradezu geistige Purzelbäume schlagen, um über sie hinwegzukommen. Dem ersten Einwand, es fehle bei seiner Annahme einer Entlehnung um 200 n. Chr. der Spielraum an Zeit für die Ausbreitung, suchte er zu begegnen, indem er die nachweislich ältesten Denkmäler möglichst hoch in die christliche Zeitrechnung hinaufsetzte; zu diesem Zwecke erklärte er ihre Sprache für bereits altnordisch, obwohl schon 1847 P. A. Munch diese Sprachreste als urgotische angesprochen hatte, die älter seien als die gotische Sprachstufe Wulfilas. Es mutet heute seltsam an, daß so viele deutsche Gelehrte sich Wimmers Standpunkt so sehr zu eigen machten, daß er in die meisten Lehrbücher, Literaturgeschichten und Konversationslexika eindringen konnte und — mehr oder minder stark nach O. v. Friesens Mutmaßungen abgewandelt — noch heute in den Köpfen der Gebildeten spukt.

Einer der wenigen deutschen Forscher, die Wimmers Einfluß nicht erlagen, war Wilhelm Luft mit seinen „Studien zu den ältesten germanischen Alphabeten" (Gütersloh 1898). Er nahm einen Zusammenhang der Runen mit der keltischen Schrift an, die er auf etruskische oder griechische (massiliotisch-ionische) Einflüsse zurückführte.

Auch H. Gering („Die germanische Runenschrift") in dem Archiv für Anthro-

pologie und Geologie Schleswig-Holsteins, V. Bd., Kiel 1907) trat für eine südliche (italische) Herkunft der Runen ein. Er hielt die Verwendung der Runen zur Weissagung und zum Zauber für ihren ältesten Zweck.

Inzwischen hatte der schwedische Gelehrte O. v. Friesen, der für Schweden dasselbe geleistet hat und noch heute bedeutet, was einst Wimmer für Dänemark war, sich unter S. Bugges Einfluß von Wimmer abgewendet und war 1904 mit der Vermutung hervorgetreten, die Goten hätten an der unteren Donau im dritten Jahrhundert die Runenschrift aus der griechischen Laufschrift entwickelt. Er hat seine Auffassung auch in Hoops Reallexikon Bd. IV (Straßburg 1918—1919) dargelegt. Sein Aufsatz gehört zu denen, die man unbedingt durcharbeiten muß, will man in der Runenforschung heimisch werden.

Das gleiche gilt von Eduard Sievers und seinem Aufsatz „Runen und Runeninschriften" im „Grundriß der germanischen Philologie" von Hermann Paul (Straßburg 1901) mit einer vergleichenden Tafel.

Einen zwischen Wimmer und Friesen vermittelnden Standpunkt nahm 1909 Gustav Neckel ein in seinem Aufsatz „Zur Einführung in die Runenforschung" (Germanisch-romanische Monatsschrift I). Auch diese Arbeit gehört zu denjenigen, die man unbedingt kennen muß.

Von den Fachleuten als „Außenseiter" nicht für voll genommen, trat der Heidelberger Anthropologe Dr. Ludwig Wilser entschieden für ein hohes Alter und die Bodenständigkeit der Runenschrift ein im „Zentralblatt für Anthropologie" IX, 1904, im „Mannus" IV (Würzburg 1912) unter „Ursprung und Entwickelung der Buchstabenschrift" und im 2. Band seines Hauptwerkes „Die Germanen" (3. Aufl., Leipzig 1923). Er verfocht nachdrücklich die Behauptung, die Sprache der ältesten Runen-Denkmäler sei gotisch und das von Wimmer als Schluß-R gelesene Zeichen sei in Wahrheit ein Schluß-S. Es verging kaum ein halbes Jahrzehnt, als ein nordischer Runenfund die meisten Forscher dahin brachte, diese Ansicht anzuerkennen. Auch die von Wilser vertretene Meinung über ein hohes Alter der Runenschrift ist im letzten Jahrzehnt durch bedeutsame Funde gestützt worden. Durch die Entwicklung der Forschung überholt ist dagegen Wilsers Versuch, die Runen aus einer Bilderschrift abzuleiten, und fragwürdig ist sein Bemühen geblieben, ein Urfudark aus 18 Zeichen zu erschließen.

1923 veröffentlichte Siegmund Feist in der Zeitschrift für deutsche Philologie einen Aufsatz: „Die Runenschrift der größeren Nordendorfer Spange", in dem er diese wichtige Inschrift in das Gebiet der magischen Runen-Denkmäler einbeziehen wollte. Er erweiterte durch diesen Versuch — den ich nicht für überzeugend anzusehen vermag — seine Untersuchung über „Runen und Zauberwesen im germanischen Altertum" (Arkiv för Nordisk Filologi Bd. 35, 1919), in der er sich erlaubt hatte, Wilser und v. Lichtenberg „Phantasten" zu nennen, weil sie die Runenschrift in die urarische, d. h. urgermanische Zeit zurückverlegen wollten. Wenn man die Arbeit kritisch zu lesen vermag, ist sie recht anregend. Um Feists Standpunkt verstehen zu können, muß man zuerst seine Abhandlung „Zum Ursprung der germanischen Runenschrift" (Acta Philologica Scandinavica IV, 1 — 1929) lesen. Darin vertritt er die Behauptung, die Germanen hätten ihre Schriftzeichen — *zugleich mit der Sprache!* — von einem Zweige des Illyro-Venetischen zur Zeit der Herrschaft dieses indogermanischen Volkes in Ostdeutschland übernommen; das so gewonnene urgermanische Alphabet sei dann erst durch keltische Muster und später durch das lateinische Abc beeinflußt worden. Wer eine Indogermanisierung der Germanen, wie sie Feist vertritt, ablehnt, wird folgerichtig auch seiner Ansicht über die Herkunft und das Alter der Runen kühl gegenüberstehen.

Im letzten Jahrzehnt haben wichtige Runenfunde die Grundlagen der Ansichten Wimmers, Bugges und v. Friesens schwer erschüttert. Das bewog den Norweger Marstrander in seiner Abhandlung über den „Ursprung der Runen und Runennamen (Tidskrift for sprogvidenskap I, 1928) zu der Vermutung, daß die Runen im Anfang unserer Zeitrechnung bei den Markomannen in Böhmen entstanden seien, und zwar nach dem Vorbild keltisch-lateinischer Alphabete in den Ostalpen; daher rühre es, daß die Runenzeichen teils mit lateinischen, teils mit nordetruskischen Buchstaben übereinstimmten (vgl. P. Kretschmer: „Das älteste germanische Sprachdenkmal" in der Zeitschrift für deutsches Altertum, 46. Bd., 1929).

Mit dieser Vermutung beschäftigte sich Gustav Neckel (Studier Kock, Lund 1929) unter „Zur Frage nach dem Ursprung der Runen". Er urteilte: „Sowohl das griechische wie das lateinische wie nordetruskische Alphabet sind dem Runen-Futhark offensichtlich verwandt, aber man müsse sich damit begnügen, die Verwandtschaft festzustellen, ohne vorerst entscheiden zu können, wo und wann die vorauszusetzende Urform gegolten hat und wie sie entstanden ist." Diese Stellungnahme Neckels erscheint mir als die zur Zeit besonnenste, unbefangenste und zukunftssicherste. Wie Neckel zu den neuesten Runenfunden steht, lehrt Heft 3, 1930, von Volk und Rasse (München) sowie sein Aufsatz über die „Runen" unter „Germanen" im „Sachwörterbuch der Deutschkunde" (Leipzig 1930). Eine Darlegung seines neuen Standpunktes bietet er im Rahmen des Handbuches der Kulturgeschichte unter dem Titel „Die alten Germanen" (Akademische Verlagsgesellschaft, Potsdam 1931).

Eine besondere Seite der Runenzeichen beleuchtete Oskar Fleischer 1920 im Mannus 11/12 (Leipzig 1920) unter „Vorgeschichtliche Musiktheorie in Europa".

Außerordentlich wichtig ist Buttel-Reepen: „Funde von Runen" (Oldenburg i. O. 1930), worin die Funde aus der Unterweser gegeben sind. Das Buch enthält eine beachtsame Abhandlung Emil Schnippels, Berlin, über „Sächsische Runen", worin der Verfasser zeigt, daß die so lange gesuchten „sächsischen Runen" nach den Weserfunden wesensgleich mit dem gemeingermanischen Fudark von 24 Zeichen gewesen sind. Verwunderlich ist freilich, daß Schnippel an der Entlehnung der Runen aus der lateinischen Schrift noch immer festhält.

Eine für die Frage nach der Herkunft der Runen höchst bedeutsame Veröffentlichung ist der Zeichen-Atlas, den Herman Wirth seinem „Aufgang der Menschheit" beigegeben hat. Er vertritt die Auffassung, daß sämtliche alten Schriftzeichen einschließlich der Runen aus uralten Kultzeichen stammen, die bis in die ältere Steinzeit hinabreichen. Sollten seine Vermutungen sich als stichhaltig erweisen, so wäre Neckels Frage nach der „Urform" bereits beantwortet.

Wer sich einen raschen Überblick über den heutigen Stand der Runenforschung verschaffen will, sei auf meine Aufsätze „Futhark. Zur Herkunft der Runen" und „Schreibrichtung und Zierkunst. Ein Beitrag zum Ursprung der Furchenschrift" verwiesen („Welt und Wissen", Heft 37/XVII und 48/XIX, Peter J. Oestergaard, Berlin-Schöneberg, 0,30 Mk.).

Für Nichtfachleute bestimmt ist das hübsche Büchlein von Isa von Schoenaich-Carolath (Urquell-Verlag, Mühlhausen i. Th., 1924), das eine zum Weiterforschen anregende Einführung darstellt und durch seine hübschen Abbildungen Lust und Freude am Stoff weckt. Ein auch heute noch brauchbarer, wenn auch in mehreren Hinsichten überholter Führer von wissenschaftlicher Auffassung der Runenfrage ist F. H. G. Schuster mit seinem Buch: „Die Runen und ihre kulturgeschichtliche Bedeutung" (Hans Stiegeler, München 7, 1919). Schuster hat stark unter dem Einfluß Wilsers gestanden, so daß er heute in manchen Punkten veraltet ist. Aber der Hauptteil des Buches und seine Tafeln mit den Abbildungen der Runenreihen und

der wichtigsten Runen-Denkmäler bieten einem Liebhaberforscher für den Anfang alles Wesentliche.

Wer sich eindringlich mit der Runenfrage befassen will, ist heute auf die ständige Beobachtung der einschlägigen Zeitschriften angewiesen, denn die Forschung befindet sich zur Zeit derart im Flusse, daß eine abschließende Darstellung schwer möglich ist.

Wider den Ultramontanismus der Altphilologie.

Die Italiker als ausgewanderte Urgermanenstämme.

Von Otto Huth.

1.

Die zisalpine Herkunft der nordischen Italiker wird von niemandem bestritten. Nach der heutigen Schulmeinung sollen die Italiker vor der Übersteigung der Alpen, benachbart den Griechen, an der Donau gesessen haben.

Man sollte nun meinen, bei dem Entwurf einer römisch-italischen Kultur- wie Religionsgeschichte müsse diese nördliche Herkunft der Italiker beachtet werden, man müsse immer die Frage vor Augen haben, was etwa an Erbgut die Italiker mit über die Alpen brachten.

Statt dessen beobachten wir z. B. folgendes: Da wird in dem religionsgeschichtlichen Lehrbuch von Chantepie de la Saussaye (4. Aufl.) die römische Religionsgeschichte als Beispiel der religiösen Menschheitsentwicklung überhaupt dargestellt, d. h. nach der derzeitigen Modetheorie „entwickeln" sich die Italiker in Italien von der untersten primitiven Stufe der Magie und des „Prädeismus" über Polytheismus zu immer reinerer Höhe, nämlich zur Philosophie und Aufnahme des Christentums. Nach einem Erbe der Italiker, das sie bereits mitbrachten, wird überhaupt nicht gefragt. Der Norden ist ja Barbarenland!

Dieser Fall steht nun nicht etwa vereinzelt da, sondern diese Verfahrensweise ist typisch.

In der Einleitung der neuesten Darstellung der römischen Religionsgeschichte (von Franz Altheim, Berlin 1931, I) lesen wir: „Und so weist die Geschichte des alten Rom notwendig über sich hinaus auf die des alten Italien und der antiken Mittelmeerkultur überhaupt." A. ist gegenüber Wissowa, der sich auf Rom beschränkte, sogar noch weitblickend zu nennen. Um so schwerwiegender ist es daher, daß auch hier wieder das nordische Erbe der Italiker und die Frage danach völlig übergangen ist.

2.

Es ist die Gefahr der Altphilologie, die sich auf Griechenland und Rom beschränkt, diese beiden garnicht nächstverwandten indogermanischen Völker über Gebühr einander anzugleichen, d. h. die Gegebenheiten einseitig auszulegen. Das mögen einige Beispiele erläutern: Allgemein wird behauptet, die römische Schrift stamme von der griechischen her. Das ist aber falsch, und seit langem ist bewiesen, daß es nicht der Fall ist. Die Schrift gehört zu dem Erbe, das die Italiker mit über die Alpen brachten[1]). Man hat das nur deshalb noch nicht längst anerkannt, weil

[1]) Die Schrift erwies als altnordischen Besitz Ludwig Wilser bereits 1895, vgl. jetzt G. Neckel, Die alten Germanen (Handb. f. Kulturgesch., Potsdam 1931). Neckel bringt Material von Herman Wirth und stellt die Bodenständigkeit der Runen fest.

man von den germanischen Rassen nichts weiß und selbst die Germanistik (unter der Suggestion des Humanismus und der Theologie) bislang das unglaubliche Kunststück fertig brachte, die sakralen Runen aus späten profanen Mittelmeeralphabeten herzuleiten.

Dann soll die Dioskurensage von Remus und Romulus von Hellas stammen. — Der Panbabylonist aber leitet sie natürlich aus Babylon her. — Wir schlagen vor, zur Abwechslung auch einmal eine indische Entlehnungshypothese aufzustellen; auch Litauen-Lettland kann man zu diesem Zweck wählen, wenn dies für humanistischen Geschmack nicht zu nördlich liegt. Daß die Germanen die Zwillingsmythe kannten (Alken, dazu die jütische und die langobardische Stammessage, das Märchen von den Goldkindern u. v. a.), dürfte doch auch der Altphilologe wissen.

Alle diese Entstehungstheorien übertrifft nun der oben zitierte Fr. Altheim, wenn er — mit manchem anderen — die römische Mutter-Erd-Gottheit Ceres von der griechischen Demeter ableitet. Da A. weitgehende Gleichheit der Gestalten und ihres Kults aufzeigen kann, glaubt er, gleich von Entlehnung reden zu müssen. „Wohl mögen (!) die italischen Stämme einstmals eine eigene Erdgöttin besessen haben. Aber sie ist für uns nicht mehr greifbar; überall treten uns griechische Vorstellungen und eine griechische Gottheit entgegen“ (a. a. O. S. 52). Hätte A. auch nur die geringste Kenntnis der germanischen Überlieferung gehabt, wäre ihm diese Entgleisung erspart geblieben. Roß und Schwein sind uralte nordische Kulttiere und nicht nur bei Demeter in Hellas zu finden. Und zu den Maskenbräuchen im Demeter- und Ceres-Kult sind die Perchten der Alpen zu vergleichen. A. versäumt es in jedem Fall, die Frage nach etwaiger Urverwandtschaft auch nur zu stellen. Es ist also der behauptete frühe Einfluß Griechenlands auf Rom durch ihn nicht bewiesen.

Aus derartigen verfehlten Aufstellungen entspringen dann Probleme wie dies: wie kommt es, daß diese entlehnten Gottheiten alle echt italische Namen haben?! (a. a. O. S. 93). Es enthüllt sich bei dieser Gelegenheit unfreiwillig der all diesen voreiligen Entlehnungstheorien zugrundeliegende nihilistische Unglaube an die Substanz.

3.

Die alten Italiker sind nicht den Hellenen am nächsten verwandt (auch nicht den Kelten), sondern den Germanen. — Organisch aufgebaut wäre also nur eine Disziplin, die Germanistik und lateinische Philologie umfaßte. — Die überaus nahe sprachliche Verwandtschaft des Lateinischen und Germanischen[2]) kann nicht aus irgendeiner Nachbarschaft erklärt werden. Vielmehr sind *die Italiker als ausgewanderte Urgermanen* anzusehen (vgl. R. W. Darré, Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse [Mü. 1929] über den Burentrutz). Die Urheimat der nordischen Rasse sind die nordatlantischen *Inseln* und später die damalige *Nordseeküste* (Herm. Wirth, vgl. auch Latham, L. Wilser, G. Schütte).

Hat man bisher sich deutlich gemacht, was es bedeutet, daß einige Hauptstämme der Italiker germanischen Stämmen gleichnamig sind? Die Umbri (Ombri) entsprechen den Ambronen (Ombroi, Ymbre), nach denen die Nordseeinsel Amrum (älter Ambrum) heißt, die Marsi den Marsern, die Sabiner-Samniten den Sueben-Semnonen (Suēbi aber = Suevi = Schweden, d. i. sue-theod). Dazu kommen wahrscheinlich noch mehrere andere.

[2]) Friedr. Kluge (Unser Deutsch, L. 1929[5]), S. 22: „Dem Sprachforscher sind solche Gleichungen (homo = guma, hostis = Gast, haedus = Geiß u. a.) nichts Neues, aber er unterschätzt im allgemeinen ihre *Anzahl und Tragweite*.“

Weiter bedenke man die Tragweite der Übereinstimmung des Lateinischen und Germanischen in einer ganzen Reihe von Wörtern, die sich auf das Meer beziehen. So stimmt lat. mare genau überein mit urgerm. mari (während das Keltische mori hat), lacus gleicht altsächs. lagu „See, Meer“, aqua „Wasser“ = got. ahwa „Fluß“, piscis = got. fisks, mālus (masdos) = Mast, salsus = ge-salzen u. a. Friedr. Kluge nennt diese Übereinstimmung „sehr auffallend“ (Unser Deutsch, S. 23), ohne aber mit der überlebten Arbeitshypothese der Indogermanisten von der prähistorischen Nachbarschaft zu brechen. Kluge wußte nichts von dem germanischen Nordseekulturkreis, der sehr früh Skandinavien mit umfaßte (siehe *Herm. Wirth*, „Was heißt deutsch“, Jena 1931, und „Aufgang der Menschheit“, Jena 1928).

Aus diesem Nordseekulturkreis stammen die Italiker. Will man die italische Kultur- und Religionsgeschichte verstehen, muß man also diesen Kulturkreis aufs gründlichste kennen.

4.

Hat man dies einmal erkannt, so ergeben sich sofort wichtigste Zusammenhänge, von denen hier einiges wenigstens kurz angedeutet sei. Das Adalsbauerntum der Patrizier und die römische Ehe muten urgermanisch an (man vgl. die schönen Ausführungen von W. Darré). Die heiligen Tiere der Italiker sind altgermanische Kulttiere (z. B. Adler, Specht, Gans, Hund, Wolf, Schwein, Roß u. a.). Die Einrichtung der weiß gekleideten Vestalinnen läßt sich nur aus dem Mutterrecht der Nordatlantiker verstehen. Auch die Ceres-Priesterinnen sind weiß gekleidet wie die Mutter-Erde-Priesterinnen der Urgermanen (die weiße Frau!). Die Grundlage des gesamten römischen Kults aber ist der Kalender. Hier haben wir wieder beste nordische Überlieferung. Der Jahreskreis und seine Teilung ist die Grundlage aller Ordnung. Das Neujahr ist Neuwerden, Schöpfung: daher das Neuanzünden des Feuers usw. am Neujahrstage (wie bei den Germanen). Der uralte Polaritätsgedanke findet seinen Ausdruck in der Zwillingssage von Remus und Romulus, also der römischen Stammessage (das Abbild der Zwillinge sind die beiden Consuln), aber auch in den beiden Penaten und den zwei Laren wie in dem doppelköpfigen Janus. Entsprechend den 12 Monaten haben die Priesterschaften 12 Mitglieder: 12 Salii, 12 Arvalbrüder und wahrscheinlich auch 12 Lugerci (vgl. die 12-Richterkollegien der Germanen, z. B. 12 Asegen bei den Friesen). Auch finden wir noch dunkle Erinnerungen an das arktisch-nordische (2×) 10-Monatsjahr; diese urnordische Jahreszahl ist die Mitgliedszahl der altertümlichen 20 Fetiales. Alte nordische Kultursymbole bewahren die römische Grabsymbolik und die Feldzeichen, die Kreuz, Kranz, Handsymbol (mitunter mit dem charakteristischen „Sonnenstigma“) u. a. zeigen. Diese Feldzeichen gleichen den germanischen Mittsommerstangen, wie sie z. B. die Twente uns noch überliefert. Die Rennspiele sind in Rom dieselben wie in Altirland-Germanien (Langelau!). Das Ei-Symbol in den Zirkusspielen bewahrt in einem letzten Rest ein Volksbrauch der Eifel und der Schweiz. Janus, der wintersonnenwendliche Jahrgott mit dem Doppelkopf (= Doppel-„Dorn“, d. i. die „Jahr“-Rune), der Schöpfergott und Gott des Anfangs, ist ein besonders schönes Beispiel zäher Tradition. Seine Symbole sind das Schiff (das Toten- oder Neujahrsschiff, über dem auf den schwedischen Felszeichnungen die Jahr-Rune steht), das Doppeltor oder Tor überhaupt (die „Ur“-Rune) und die Weiß-Dornrute (vgl. die Runenreihe: auf „Ur“ folgt „thorn“, d. i. Dorn). Die überragende Bedeutung des Ahnenkults in Rom wie in Germanien ist bekannt, ebenso die Bevorzugung von Berg und Höhle, Baum und Quelle als Kultstätte. Die Hausschlange (als Bild des Genius und der Juno) finden wir ebenso bei den Germanen. Kaum beachtet wurde, daß die Italiker dasselbe Losorakel kennen wie die Germanen. Die Lose (sortes) bestanden aus

Eichenholz-Stäben (in Germanien Buchenstäbe: daher „Buchstaben lesen"), in die „altertümliche Buchstaben geritzt waren"! — —

Die römische Religionsgeschichte sieht also etwas anders aus, als man sie bisher darstellte; man hat so ziemlich alles Wesentliche übersehen. Daher erlaubte man sich dann abfällige Urteile über die Römer, die sachlich für die ältere Schicht alle unhaltbar sind. Das politische Rom allerdings erkauft seine Machtstellung schrittweise mit dem Verzicht auf kultisches Leben. Der Beweis dafür ist dem Wissenden die immer sich steigernde Aufnahme fremder Kulte.

5.

Symbolforschung wie Sprachforschung beweisen also übereinstimmend den allernächsten Zusammenhang zwischen Italikern und Germanen. Die Italiker werden uns noch wichtigste Beiträge liefern zum weiteren Aufschluß unserer germanischen Vergangenheit, sie dürften uns eines Tages wichtiger werden als Hellas.

Noch einmal fragen wir uns jetzt, wie es möglich war, daß diese italisch-germanischen Beziehungen von der Altphilologie so völlig übersehen werden konnten? In der Verleugnung des Germanentums zeigt sich der Humanismus hörig der — Theologie! Die Kirche verteufelte das antike Heidentum einst ebenso wie nachher das germanische. Unter Bergen von Verleumdungen und Mißverständnissen wurde hier wie dort das Heidentum begraben. Der Humanismus grub die Antike aus, glaubte aber zunächst noch an eine Vereinbarkeit der Alten Welt mit dem Christentum, bis dann seine besten Vertreter den ausschließlichen Gegensatz anerkannten und inbrünstig Partei ergriffen für das Heidentum. So Friedrich Nietzsche, so heute W. F. Otto[3]). Während aber Nietzsche damals schon in der isländischen Saga z. B. „die beinahe wichtigste Urkunde" der Herrenmoral (im Gegensatz zur Sklavenmoral) erkannte[4]), anerkennt W. F. Otto eine germanische Wurzel unserer Kultur überhaupt nicht und sieht wie gebannt allein auf Hellas[5]). Wir wissen aber heute, daß die wichtigste Wurzel unserer Kultur das Germanentum ist, und diese Erkenntnis ist uns bereits völlig selbstverständlich geworden. Bringt es unsere Kulturgeschichte noch immer fertig, das Germanentum als Faktor der deutschen Geschichte, wo nicht ganz zu übersehen, an letzter Stelle zu nennen hinter Antike und Christentum (wie jetzt z. B. wieder Joh. Bühler), so liegt hier klar zutage die verheerende Wirkung der Verteufelung des germanischen Heidentums durch das Christentum, des Versuchs der Kirchen, die Stammeswurzeln unseres Volkes völlig abzustechen. So sonderbar es auch scheinen mag, der der Ketzerei so verdächtige Humanismus steht hier also in derselben antigermanischen Front mit der Theologie.

War die Fundrute bei den Germanen in Gebrauch?

Von Wilhelm Teudt.

Museumsdirektor Hemprich-Halberstadt gibt nachfolgend eine kurze Darstellung seiner am 23. September 1931 auf der Roßtrappe mit der Rute gemachten Feststellungen, deren Wert für die Altertumswissenschaft ich nicht mehr bezweifle, nach-

[3]) Siehe W. F. Otto, der Geist der Antike und die christliche Welt, Bonn 1923.

[4]) Den Germanismus Nietzsches herausgestellt zu haben, ist das Verdienst von Bäumler (Nietzsche als Philosoph und Politiker, Reclam 1931).

[5]) Dies ist der Kampfmangel seiner feinsinnigen neuen Schrift „Der europäische Geist und die Weisheit des Ostens" (Frankfurt a. M. 1931).

dem ihnen am 5. November 1931 ein Erlebnis auf dem Fuße gefolgt ist, über das ich unter II berichten kann.

I.

„Als Herr Direktor Teudt und Herr Oberstleutnant Platz die Kultstätten im Halberstädter Gebiet besichtigten, wurden sie von dem Museumsdirektor Hemprich-Halberstadt geführt. Auch die Roßtrappe bei Thale mit ihren interessanten Malen und Wällen wurde in Augenschein genommen. An der „Roßtrappe" auf dem Roßtrappefelsen hatten wir ein einzigartiges Erlebnis. Herr Hemprich, der schon seit Jahren bei Ausgrabungen sich die Wünschelrute zunutze macht, hatte sie auch diesen Tag mitgenommen. Beim Begehen des großen Hufmales (der Roßtrappe) schlug die Wünschelrute lebhaft aus, man konnte sich dem Zeichen nähern, von welcher Seite man wollte, immer dieselbe Reaktion. Wie ist das zu erklären? Sollte hier unter der großen Steinplatte mit dem Mal ein Kultstück verwahrt sein? Herr Direktor Teudt meinte, daß unsere Vorfahren die Wünschelrute kannten und diese Stelle gewählt hätten usw. Ich überlasse Ihnen ganz und gar die Art der Darstellung. Die Wünschelrute schlug auch auf den Wällen kräftig aus." —

Dem Bericht Hemprichs füge ich ergänzende Bemerkungen an.

Der Roßtrappefelsen liegt im Nordharz in der Nähe von Thale gegenüber dem Hexentanzplatz. 167 m über der Bode schiebt er sich, nach drei Seiten hin schroff abfallend, in einer Breite von wenigen Metern mit ziemlich horizontaler Oberfläche etwa 20 m weit in das vielgestaltige Bodetal hinein. Hier vervielfältigt sich das Echo der üblichen Böllerschüsse zu vollendetem Donner. Um der herrlichen Landschaft willen und mit der Anziehungskraft, die sie als anerkannte altgermanische Kultstätte von altersher ausübt, gehört die Roßtrappe zu den meist besuchten Punkten des Harzes.

Der schmale Felsengrat ist durch eine in der Mitte darauf stehende kleine Wärterbude verunziert; ihr Hauptzweck scheint die Aufbewahrung des Bedarfs für die Echoschüsse zu sein. Neben der Bude tritt man auf die Oberfläche des großen Gesteinblockes, der das bekannte Wahrzeichen der Roßtrappe in Gestalt eines Hufeisens trägt. Das Zeichen ist in der Größe von etwa 40×50 cm aus der Oberfläche kräftig herausgehauen; wenn auch verwittert, wirkt es doch noch eindrücklich auf den Beschauer. Urkundliche Nachweise seiner Entstehung sind natürlich nicht vorhanden. Durch die spätere Sage von der flüchtenden, das Tal überspringenden Jungfrau Emma und dem sie verfolgenden Ritter Bodo kann die Entstehung nicht veranlaßt sein — nicht nur, weil in solchen Fällen diese Sage sich erst nachträglich erläuternd an etwas Vorhandenes anknüpfen kann, sondern auch, weil das Hufeisen dann in falscher Richtung ausgehauen wäre.

Wie alles gegen die Herstellung des heidnischen Wodansymbols in christlicher Zeit spricht, so sehr spricht auch alles für seine Entstehung in der vorchristlichen Zeit. Letzten Endes kommt es weniger auf die Anbringung des Zeichens an dieser Stelle an, als darauf, daß seine Stelle in Wirklichkeit der Mittel- und Hauptpunkt der alten Kultstätte war.

Man beachte, wie Hemprich das Ausschlagen der Rute beschreibt. Es geschah mit verblüffender Genauigkeit senkrecht über der Mitte des Wahrzeichens. In der Umgebung schlug sie nicht aus.

Das Verhalten der Rute deutet nach H. nicht auf Wasser, sondern auf eine andere an dieser Stelle wirkende Ursache. Die Gewißheit eines ursächlichen Zusammenhanges zwischen der Anbringung des Wahrzeichens an dieser Stelle und der Ursache des Rutenschlages an dieser Stelle dürfte kaum überboten werden können.

Es fragt sich nur, ob die durch ihre Strahlung auf die Rute wirkende Sache von Menschenhand nachträglich unter die (aus anderen Gründen auserwählte) Stätte gebracht ist, oder ob diese Stelle gewählt und ausgezeichnet wurde, weil hier die Rute aus einem natürlichen Grunde schlägt.

Erstere Möglichkeit, auf die H. hindeutet, scheint mir im Blick auf die felsige Beschaffenheit der Stelle und auf die räumlichen Verhältnisse des Grates nicht wahrscheinlich; die von H. in Aussicht gestellte nähere Untersuchung kann darüber größere oder auch volle Gewißheit bringen. Dagegen wurde mir meine auf der Roßtrappe geäußerte Ansicht, daß unsere Alten die Fundrute gekannt und sie auch bei ihrer Auswahl von Plätzen für ihre kultischen Zwecke benutzt haben, durch das hierunter zu berichtende zweite Erlebnis auf dem Wiehengebirge nahezu zur Gewißheit gemacht.

Hierzu gehört jedoch auch das, was H. in seinem kurzen Satze über die Begehung der Umwallung der Roßtrappe berichtet: „Die Wünschelrute schlug auch auf den Wällen kräftig aus."

Die Begehung des mächtigen, noch erhaltenen Restes eines Erdwalles von 2—3 m Höhe, der einst die Kultstätte nach der Gebirgsseite hin umzogen hat, ist für H. der Zweck gewesen, um deswillen er die Rute mitgenommen hatte. Seine Erfahrungen, die er schon seit Jahren „bei Ausgrabungen" mit der Rute gemacht hat, wurden auf dem Wall der Roßtrappe so eindrücklich ergänzt, daß die wissenschaftliche Pflicht einer Klärung dieser Dinge vorliegt.

II.

Am 5. November 1931 unternahm ich mit Studiendirektor Dr. Beyer und Schriftsteller Hieke von Bad Oeynhausen aus eine Fahrt nach Bergkirchen, 9½ km westlich der westfälischen Pforte auf einer Paßhöhe des Wiehengebirges gelegen. Der Anlaß war mein Wunsch, etwaigen Spuren einer Kultstätte oder eines Ortungsmales am östlichen Hange des Passes nachzugehen, weil eine Ortungslinie auf den Hang hinweist, also nicht auf den Kirchplatz, wo man die Kultstätte zu vermuten pflegt. Auch führt ein „Burgweg", dessen Anfang noch erkennbar ist, aus dem Passe nach dem Hange.

Gleichzeitig wollte ich in Erinnerung an das Roßtrappe-Erlebnis nachprüfen, ob bei solchem Suchen von der Fundrute Hilfsdienste zu erwarten sind.

Zu dem Zwecke stellten sich freundlichst die Herren Lehrer Winkelmann und Pastor Strathmann, beide aus Kleinenbremen bei Bückeburg, zur Verfügung. Winkelmann ist Mitglied des Ausschusses zur Klärung des Rutenproblems und besitzt besonders reiche Erfahrungen; Strathmann hat von seiner Befähigung bisher weniger Gebrauch gemacht.

Die Wissenschaft steht der Fundrute zwar ziemlich ratlos gegenüber, weil die sie bewegenden Strahlungen oder Kräfte sich den anerkannten Lehren noch nicht einfügen wollen; aber über die Realität dieser Kräfte — wenigstens zu einem Teile — dürfte ein Zweifel nicht mehr obwalten. (Wer Zeuge tüchtiger Rutenarbeit gewesen ist und womöglich die Rute in den eigenen Händen [unter Berührung durch die Hand des Rutners] schlagen fühlte, wird von jedem Mißtrauen geheilt sein.)

Zunächst wurde eine unmittelbar oberhalb des Friedhofs gelegene, jetzt mit zwei Häusern bebaute Stelle begangen. In vollendet gleichmäßiger Arbeit stellten die beiden Ruten die Vereinigung zweier unterirdischer Wasserläufe zwischen den Häusern fest. Von diesem Platze an aufwärts waren die Spuren des Ortungsmales (Nordpunkt für eine vor kurzem aufgefundene ausgedehnte Megalithburg südlich von Bad Oeynhausen) zu suchen.

Die nach Norden sich kehrende Seite des Hanges ist von Steinbrüchen und Schutthalden verwüstet; die Mitte und die nach Süden sich wendende Seite ist nur im oberen und unteren Teil bewaldet, dazwischen ist Ödland. Hier fiel mir eine Bodenerhebung auf, die keine Halde gewesen sein kann, aber mit ihrem steilen Profil doch von Menschenhand herrühren mußte. Eine weite Aussicht nach Süden und Norden zeichnet den Platz aus. Hier verrichteten die Rutner eine Arbeit, von deren Eigenart sie selbst überrascht waren. In einer Entfernung von nur 2 m von einander stellten sie zwei qualitativ verschiedene, eng und scharf umzirkelte, äußerst kräftig sich äußernde Strahlungspunkte fest. Während die Rute Strathmanns in gleicher Weise reagierte wie die Rute Winkelmanns, konnte dieser aus seiner Erfahrung dazu mit Bestimmtheit die Erklärung abgeben, daß es sich bei der einen Stelle um Wasser, bei der anderen jedoch weder um Wasser, noch um Metalle oder sonstige bereits bekannte Ursachen handele. Hier liege vielmehr ein Strahlungsgrund vor, mit dem die Rutenkunde bisher nichts anzufangen wisse und der deswegen als „Störung" angesehen und bezeichnet werde.

Beim Abstieg fiel mir in einem Abstande von 40—50 m von der untersuchten Stelle ein im Gelände sich ein wenig abhebender, fast nur noch durch steileren Abfall bemerkbarer, in gleicher Höhe des Berges verlaufender Kreisbogen auf. Die Erinnerung an das Verhalten der Hemprichschen Rute auf dem Roßtrappewall veranlaßte meine Bitte an die Rutner, den Geländebogen abzugehen. Es geschah in der Bogenlänge von etwa 70 m. Nun gab es neue Überraschungen. Auf der ganzen Länge schlugen die Ruten ziemlich regelmäßig etwa alle 2 m kräftig aus, nach der Weise der „Störungserscheinungen". Daß die Rutenschläge auf einen unterirdischen Wassergang zurückgeführt werden könnten, war durch die horizontale Lage des Bogens an dem Berghange völlig ausgeschlossen. 20 m tiefer machte sich dann noch ein zweiter, parallel dem ersten laufender Bogen bemerkbar; das Abgehen mit der Rute hatte den gleichen Erfolg, nur daß zwischen den einzelnen Rutenschlägen oft größere Lücken waren.

Das Erlebnis hier und auf der Roßtrappe in Verbindung mit dem Hinweis Hemprichs auf früher gemachte Erfahrungen bei „Ausgrabungen" führt zu der hier mit allem Vorbehalt auszusprechenden Frage, ob wirklich eine Wirkung vorgeschichtlicher Stätten auf die Rute vorliegt. So kamen wir zu dem Entschluß, noch am gleichen Tage eine vorgeschichtliche Begräbnisstätte ersten Ranges mit der Rute zu untersuchen.

Die Fahrt ging zu dem einzigen Megalithgrab, dem „Werster Steinkammergrab" südlich der Weserberge, in Werste bei Bad Oeynhausen gelegen. Im Jahre 1926 wurde es durch den „Hauptverein für Heimatschutz und Denkmalpflege Minden-Ravensbergs" aus der schon weit vorgeschrittenen Zerstörung gerettet. Mit den erheblichen Resten der in den 80er Jahren zum Teil versenkten, zersprengten und verschleppten Blöcke richtete man es an seiner alten Stelle unter sachverständiger Leitung wieder auf. Die Flur trägt auch heute noch bezeichnenderweise die Namen Steinkamp und Heidenkirchhof! Der Boden ist ein stark mit Sand durchsetzter Lehmboden. Von den auf dem Steinkamp gefundenen Gefäßen und Urnen (Zonenkeramik) befindet sich ein Stück u. a. im Bad Oeynhauser Museum und eins im Detmolder Museum. (Nähere Angaben bringt der Artikel von Prof. Dr. Schulz: „Unsere Heimat in der Vorzeit." Minden-Ravensberg, Ein Heimatbuch.) Das Grab liegt mit seinen 14 schweren, etwa 1,80 m hohen Findlingen als ein Rechteck in Größe von etwa 8×3 m parallel der von Werste nach Ostscheidt führenden Straße, und zwar auf einem kleinen umhegten Platz.

Eine nähere Beschreibung der mit verblüffender Pünktlichkeit und Deutlichkeit

hier sich ergebenden Bestätigung der vorangegangenen Erfahrungen überlasse ich den Sachverständigen der Rutenkunde, kann mir aber zum Schluß die Erwähnung eines merkwürdigen Vorgangs nicht versagen: Die Rutenschläge markierten 4 Ecken, woraus sich ergab, daß beim Wiederaufbau Mittelpunkt und Größe richtig getroffen sind, daß aber einst die Längsachse nicht ganz parallel, sondern im spitzen Winkel zur Straße gelegen hat. Während dieser den Abschluß der Arbeit bildenden Feststellungen war unser Begleiter, Herr Hieke, nicht anwesend. Herr Hieke ist der verdienstvolle Anreger des Wiederaufbaues des Grabes und hat die Ausführungsarbeiten überwacht. Man wolle sich seine erstaunten Mienen vorstellen, als er nach Rückkehr die letzten Offenbarungen der Rute erfuhr! Es stellte sich nämlich heraus, daß ursprünglich das Grab nach Angaben der Bewohner eine schräge Lage zur jetzigen Straße hatte.

Auf diesen Umstand ist bei der Errichtung des Grabes kein Wert gelegt worden, vielmehr wurden die Steine auf Anordnung von Professor Langewiesche, dem Vertrauensmann für Bodenaltertümer, in die jetzige Lage gebracht.

Eine zielbewußte und umfangreiche Rutenforschung in der durch diese Veröffentlichung gewiesenen Richtung würde allem Anschein nach zu dem Satze führen: **Die Fundrute war schon bei den Germanen bekannt; sie wurde auch bei der Auswahl heiliger Stätten verwendet.**

Ausgrabung von Grabhügeln bei Gut Rotensiek und im Leistruper Walde (Lippe).

Am 26., 28. und 30. September 1931 hat — wie wir auf S. 70 dieser Folge schon berichtet haben — Herr H. **Müller-Brauel**, der Leiter des Roselius-Museums in Bremen, auf dem Amtmannsberg (Gut Rotensiek bei Horn) zwei und im Leistruper Walde (bei Bad Meinberg) ein Steinhügelgrab untersucht. So gering zunächst die Ergebnisse scheinen, so sind sie doch ein recht verheißungsvoller Anfang. Es ist erst einmal erwiesen, daß die gelegentlich als „Steinhaufen" bezeichneten Hügel tatsächlich Gräber sind. Das allein ist schon wichtig, da mit dieser Feststellung die Behauptung einer Siedlungslücke (für eine gewisse Zeit) hinfällig wird, denn solcher Hügel sind in der letzten Zeit mehrere hundert festgestellt, und es ist kein Zweifel, daß man noch wesentlich mehr finden wird. Ehe diese Hügel bekannt und ehe sie als Gräber erkannt waren, hatte sich die Meinung von einer schwachen vorgeschichtlichen Besiedlung des Lippischen Landes herausbilden können, „ja, hochangesehene Forscher redeten und schrieben von bestimmten Siedlungs**lücken** der Vorzeit des Lipper Landes: will heißen von bestimmten Zeiträumen, in denen das Land ganz ohne menschliche Bewohner gewesen sein sollte. Eine solche Siedlungslücke zu proklamieren, ist und bleibt eine eigene Sache. Der Grund für eine solche Annahme ist immer der: der betreffende Forscher studiert in den Museen diejenigen Altsachen, welche überhaupt hineingelangten, er weiß, aus welchen Zeiten sie stammen, und fehlen nun in den Museen diese oder jene Dinge, so redet er von einer Siedlungslücke.

Aber — die Sache hat meist einen Haken. Einmal kann es der Fall sein, daß bestimmte Dinge aus reinem Zufall nie in ein Museum gelangt sind, denn meist warf der Landmann, der den Fund machte, die Fundstücke achtlos beiseite und ließ sie verkommen, wie dies erweislich in 95 von 100 Fällen geschah. Oft aber entsteht eine ‚Siedlungslücke' aus ganz bestimmten Ursachen: eine bestimmte Bauart von Grabhügeln war für den Landmann Anlaß, die Hügel aufzugraben; das sind die Fälle, wo ein umfangreicher Steinpackungsbau im Innern der alten Grabhügel vorhanden ist. Gerade diese Bauart hält sich durch einige Jahrhunderte. Und Hügel dieser Zeitspanne sind nun besonders stark zerstört, und die Funde aus ihnen fehlen. Die Steinpackungen haben als Pflastersteine ein schmähliches Ende gefunden, und die Funde hat im günstigsten Falle der wandernde Händler erhalten — für die Forschung des Landes sind sie auch dann verloren, weil der Fundort fehlt und ein Fundbericht nicht angefertigt ist. **Anscheinend** fehlt dann also für diese bestimmten Jahrhunderte das charakteristische Fundmaterial, und die ‚Siedlungslücke' wird ausgerufen!



Zeichnung Suffert.

Abb. 1. Grab 1 Amtmannsberg: Teilansicht der freigelegten Pflasterung mit der Stele am Kopfende.

Ein anderer Fall ist: man hat nicht immer alle wirklich im Lande vorhandenen Denkmäler erkannt, und so sind in Wirklichkeit viel mehr da, als die Fachforschung annimmt. Hierfür liegen viele Beispiele vor." (Müller-Brauel; nach einem noch unveröffentlichten Manuskript.)

Glücklicherweise liegen die lippischen Gräber der Art, von denen hier die Rede ist, in so „steinreichen" Gebieten, daß die Steine nur in seltenen Fällen Anlaß zur Zerstörung gegeben haben. Aber bis vor kurzem hatte niemand sie als Gräber angesprochen. An eine planmäßige Aufnahme der vorhandenen und erkannten Grabhügel ist in Lippe erst Schulrat **Schwanold** herangegangen, der infolge seiner beruflichen Tätigkeit weite Gebiete des Landes beobachten konnte. Vor ihm hatte namentlich der verstorbene Prof. Dr. **Weerth** das Interesse weiterer Kreise auf vorgeschichtliche Fragen gelenkt. Durch Schwanolds Feststellungen wurde die Zahl der bekannten Hügel auf etwa 200 erhöht.

Dann hat W. **Düstersiek**, dem wir bereits die Auffindung von manchem wertvollen Fundstück verdanken, auf den Waldkuppen um Gut Rotensiek, und zwar auf dem Amtmannsberge, dem Ziegen- und dem Habichtsberge rund 125 „Steinhaufen" entdeckt, die er als Grabhügel ansprach. In noch größerer Zahl fand er solche Hügel im Leistruper Walde — hier teils mit Oberstlt. a. D. **Platz** zusammen. Beide Herren waren durch eine von dem verstorbenen Oberst a. D. **Scheppe** hinterlassene Handschrift ganz allgemein auf dieses Gelände hingewiesen und hielten, was sie gefunden, für Grabhügel. Von anderer Seite — sagen wir kurz: von gegnerischer Seite wurde aber behauptet, es handle sich tatsächlich um Steinhaufen, die vermutlich von Forstarbeitern zusammengeworfen seien, als Aufforstungen vorgenommen wurden. Wir erleben inzwischen einen Meinungskampf größten Ausmaßes, bei dem es sich um ähnliche Dinge handelt: die Steinhügel im Arnsberger Walde.

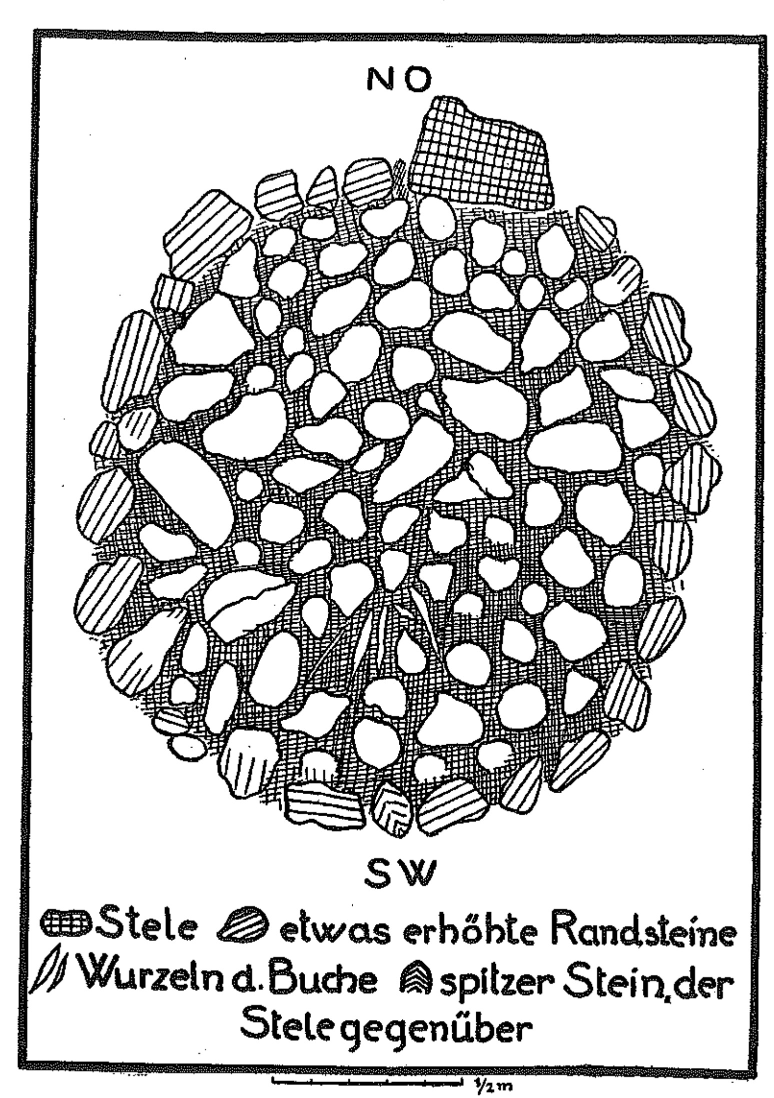
„Auf der Pfingsttagung der ‚Freunde germanischer Vorgeschichte' vor zwei Jahren sah

ich die fraglichen Hügelgräber des Leistruper Waldes zum ersten Male. Mir galten sie sicher als Gräber — in Schweden, in der Provinz Bohuslän, hatte ich fast völlig gleiche Grabhügel gesehen, ganze Hügelgräberfelder, teils von alten zyklopischen Steinmauern eingefriedigt. (Man erinnere sich an die Mauern im Leistruper Walde. Schriftleitung.)

Eins lehrte nun im Leistruper Walde der Augenschein: die fraglichen Grabhügel zeigten Spuren moderner Betätigung — sie waren stellenweise aufgerissen. Verglich man aber genauer, so sah man, daß diese erkennbaren Aufreißungen sich so ziemlich mit den Linien der Waldbäume deckten. Die ‚Steinhaufen' konnten also erstlich *nicht* bei Anlage der Wälder ‚zusammengeworfen' sein, sie mußten bereits vorhanden gewesen sein, als man den Wald pflanzte — die Aufreißungen mußten somit beim Pflanzen erfolgt sein. Weiter ließ sich an den ‚Steinhaufen' bei gründlicher Besichtigung vieler erkennen, daß sie

a) durchweg einen, wenn auch unregelmäßigen *Steinkranz* als Randeinfassung hatten und daß

b) in manchen Fällen ein *aufrechter* Stein am Rande oder in der Mitte des Hügels



Zeichnung Müller-Brauel.

Abb. 2. Die Pflasterung des Grabes 1 Amtmannsberg (freigelegt am 26. und 28. September 1931).

stand — das aber konnte nur eine *Grabstele* sein. So erklärte ich sie mit Bestimmtheit als Grabhügel." (Müller-Brauel.)

Die Lippische Regierung erteilte Müller-Brauel dankenswerterweise die Genehmigung, einige der „Steinhaufen" zu untersuchen. Der ausführliche Grabungsbericht ist an die Lippische Regierung gegangen; wir müssen uns im folgenden auf die wichtigsten Beobachtungen und Zeichnungen beschränken.

„Vorweg sei bemerkt: *alle* untersuchten Haufen haben sich als wirkliche vorgeschichtliche Grabhügel erwiesen, erbrachten sie auch leider nur wenig Fundstücke, so waren doch die freigelegten Grabbauten mehr als interessant und in wissenschaftlicher Hinsicht sehr bedeutsam.

Auf dem *Amtmannsberge* bei Gut Rotensiek wurden zwei Hügel untersucht. Der erste, flach, niedrig, bot kaum das Bild eines Grabhügels. Er maß 7,50 m in der Längsrichtung Ost—West und 9 m in der Richtung Süd—Nord. Seine Höhe mochte 0,50—0,60 m betragen. Um ihn kennen zu lernen, ward zunächst ein Graben vom Außenrande durch die Mitte getrieben: es zeigte sich die erwartete Abrutschung nach Südost, entsprechend dem Gelände, auf dem er lag. An seiner Nordostkante ward das eigentliche Grab des Hügels gesichtet. Es war eine Pflasterung von 1,80×1,70 m Größe, die Randsteine z. T. aufrecht gesetzt, das Innere leicht muldenförmig eingetieft. Nachdem eine junge Buche beseitigt war, gelang die völlige und saubere Herauspräparierung der Grabanlage. Hinter dem Grabe, im Nordosten, fand sich eine *Grabstele*, ein länglicher Kalkstein von 0,67 m Höhe. Wohl war er nach Südwesten hin zumeist umgesunken, seine Basis aber stand an ursprünglicher Stelle; leichtes Hochrichten genügte, ihn in seine ursprüngliche Stellung zurückzubringen. Nach seiner oberen dunklen Verfärbung zu urteilen, hatte er wohl etwa 0,25 m über den Hügel hinweggeragt. Für einen erwachsenen und ausgestreckt liegenden Menschen bot das Grab nicht Raum genug — es ist anzunehmen, daß hier eine Leiche in sog. ‚Schlafstellung' beigesetzt war, um das ominöse Wort ‚Hockergrab' zu vermeiden.

Irgendwelche Funde bot das Grab leider nicht — trotzdem ermöglichen Art und Form, es in das letzte Ende der *jüngeren Steinzeit* zu setzen, in Zahlen: in die Zeit um 2200 v. Chr. (Ab. 1 und 2).

Unweit davon wurde ein zweiter Hügel untersucht. Er war klein, niedrig, hatte nur etwa 3 m Längsdurchmesser bei rund 1,80 m Breite. Die Form des Hügels kann als oval oder eiförmig bezeichnet werden.

Die Oberfläche des Hügels war *belegt* mit flachen, meist recht dünnen, künstlich abgesprengten Kalksteinplatten. Ich habe selten etwas so *Ergreifendes* gesehen als diesen Hügel: die Oberfläche war *derart unberührt*, daß man meinen konnte, es seien nicht vier Jahrtausende vergangen, seit seine Erbauer ihn verlassen hatten, sondern sie seien erst *gestern* davongegangen! Diese merkwürdig gute Erhaltung ist zurückzuführen auf die Bettung der Platten in fettem Lehm.

An der Ostseite des Hügels stand eine schöne *Stele*, sie ragte etwa 0,25 m aus dem Boden heraus, der Hügel selber mochte sich etwa 0,30—0,35 m über den Waldboden erheben[1]). Später erwies sich das darunter aufgedeckte Grab als in den Boden *ein*-

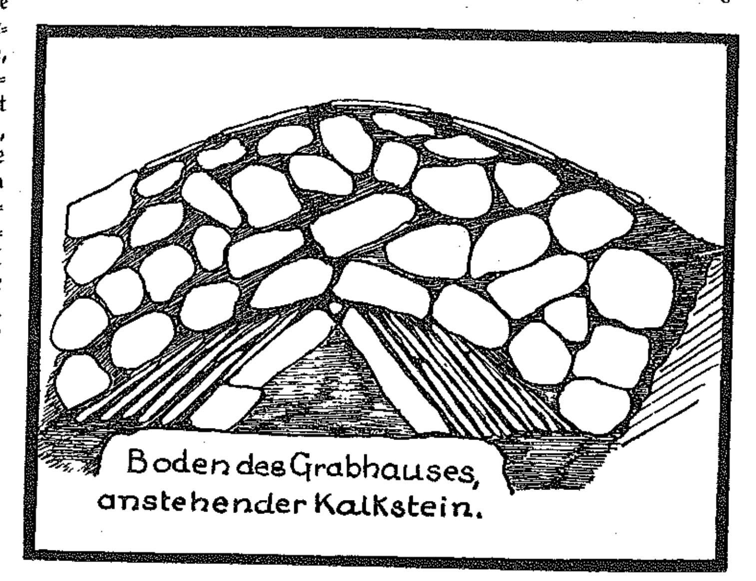
---

[1]) Wir geben zur Anregung, ohne zunächst weitere Schlüsse daraus ziehen zu wollen, die Ausführungen, die M. M. *Lienau* im Anschluß an die Beobachtung „stelenartiger Steine" in der Lüneburger Gegend gibt. („Über stelenartige Grabsteine, Sonnenkult und Opferstätten usw. der Lüneburger Gegend." Festgabe zum 70. Geburtstag des Reichsantiquars Prof. Dr. Oscar Montelius in Stockholm. — Mannus, Bd. V, Heft 3 [1913], S. 195—234.) „Von ungefähr 100 Grabhügeln (also nicht eingerechnet die vielen früheisenzeitlichen Flachgräber mit Urnen in Steinpackungen, die ja unmittelbar an die Hügel anschließen oder noch parallel gehen) können für ‚stelenartige Steine' nur sechs in Betracht kommen, nämlich drei spätsteinzeitliche, ein mittelbronzezeitlicher und zwei spätbronzezeitliche Hügel."

„In Frage könnten nur drei Erklärungsversuche kommen: Stele (Seelenthron), Phallus und Menhir (Sonnenstein). Ich persönlich würde mich ‚bis auf weiteres' für den letzteren Deutungsversuch entscheiden. Der einzelstehende ‚Menhir' (Literatur u. a. *Montelius*, *Lokyer*, *Devoir*) ist die primitivste Sonnenuhr. Einen wie großen Wert für die alte Menschheit die Sonnenbeobachtung gehabt hat, davon haben wir seit der jüngeren Steinzeit gewaltige Zeugnisse in den Menhirs, Alignements und Cromlechs. So liegt der Gedanke nicht ganz aus dem Wege, daß man dem Toten, den man ja mit ‚Beigaben wie für einen Lebenden' ausstattete, auch Gelegenheit geben wollte, sich nach der Sonne zu orientieren. Man wende nicht ein, daß die Sonne nicht durch den Grabhügel scheinen könne; der Tote konnte sich nicht bewegen, und doch gab man ihm Waffen und Wegzehrung mit. Unterstützt würde dieser Deutungsversuch, der später vielleicht zum Range einer Hypothese aufsteigen kann, durch die besprochene Ost-West-Orientierung der beiden ‚stelenförmigen' Steine im Grabhügel von *Riecklingen*, dann aber besonders durch das Vorkommen eines ähn-

getieft — diese Einteufung mochte etwa 1 m betragen. Sie war einst soweit niedergebracht, bis man auf den festen, anstehenden Kalkstein kam."

„Die weitaus wichtigste Feststellung bei der weiteren Untersuchung dieses schönen Hügels war der Umstand, daß das Grab im Inneren mit aller Sicherheit einst aufgemauert war! Das ist eine tatsächliche Neuheit bei vorgeschichtlichen Gräbern. Das Grab selber war aus größeren und kleineren Kalksteinplatten dachförmig zusammengesetzt; die Länge betrug etwa 2 m, die Breite durchschnittlich 0,70 m. Die eigentlichen Platten des Grabes waren etwa 0,08—0,10 m stark, die größte Platte maß in der Länge 0,90 m. Um diese eigentlichen Grabplatten waren weitere, aber recht dünne Platten angeklebt. Meist nur 0,02—0,04 m dick, bei einer Länge, die oft bis zu 0,25 m ging, hatten sie zwischen sich eine Lehmlage, die manchmal kaum so stark war wie die Platten selber. Diese Lehmlage war dunkelbraun, locker und polterte schon beim Hochheben der Platten leicht von selber ab: genau, wie wenn man alte Lehmmauern auseinandernimmt. Nach Fertigstellung dieses Grabbaues war dann eine Beschüttung, wie bei dem ersten hier untersuchten Grab, mit formlosen Kalksteinbrocken erfolgt und wohl nur die geringe Menge Lehmerde dazwischen getan, die man bei Einteufung der Grabgrube ausgehoben hatte. — Als Abschluß des Grabbaues nach vorn war eine künstlich zugehauene dreieckige Giebelplatte angebracht; auf der ‚Dachfirst' des Grabbaues, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, lag eine Reihe meist nur handgroßer kleiner Steine teils in den Giebelspalt versunken (Abb. 3).



Zeichnung Müller-Brauel.

Abb. 3. Querschnitt des Grabes 2 Amtmannsberg in schematischer Rekonstruktion (freigelegt am 28. September 1931).

---

lichen Steines im Grabhügel XIV von Deutsch-Evern, weil alle Vorkommnisse in diesem Hügel, der nach der Grabform der Bronzeperiode Montelius IIb, IIIa zuzuweisen ist, zu der Annahme hindrängen, daß in diesem Hügel ein ‚Gestirnkundiger' (Sperrung von uns, Schriftltg.) beigesetzt ist. Ich kann hier nur einige Andeutungen geben, weil dieser Hügel eine selbständige sorgfältige Veröffentlichung erfordert; auf Fig. 1, Taf. XV (d. h. des angeführten Mannusheftes) sieht man in der Mitte einen großen flachen Stein, an dessen Rändern viel Holzkohle (von einem Opferfeuer) lag. Dieser Stein, der auf der einen Seite eine ebene künstliche Spaltfläche zeigt, ist künstlich zugespitzt. Für einen gewöhnlichen Opferstein hätte die künstliche Zuspitzung keinen Sinn gehabt, wohl aber kommt Sinn hinein, wenn man den Stein, der übrigens jetzt auf dem Museumshof in Lüneburg steht, nach links aufrichtet. Dann kommt er mit seiner Schmalseite in Beziehung zu einer Steinansammlung im Zentrum des Hügels, mit welcher er eine genaue Ost-West-Linie bildet. Ich knüpfe also zwei Annahmen an diesen Stein: erstens, daß man auf ihn als Sonnenstein vom Zentrum aus visierte, zweitens, daß er vor Schließung des Hügels als Opferstein niedergelegt und durch ein Feuer geweiht wurde."

Aus diesem Hügel gibt Lienau noch eine andere Abbildung, „die in klarer Weise ein Alignement aus kleinen Feldsteinen zeigt; aber das Interessanteste ist, daß der große Stein links eine künstliche Visierspalte zeigt. Ich kann meine Hand dafür ins Feuer legen, daß dieser Spalt kein natürlicher war. Leider ist dieser Stein nicht aufbewahrt worden, weil es mir erst bei der Rekonstruktion auf dem Papier klar wurde, daß dieser Hügel allerhand Astronomisches enthalten hat." — Soweit Lienau. Wegen der Tafeln, auf die er sich bezieht, und wegen weiterer Literatur müssen wir auf das genannte Mannusheft verweisen. — (Schriftleitung.)

N

A. M.-Br. 31.

S

eingesetzte Randsteine liegende, größere Steine als Grabeinfassung Grabstele am Südende des Grabes Beschüttung formloser Art und Steine Fichte

1m

Zeichnung Müller-Brauel

Abb. 4. Grab 1 im Leistruper Walde (freigelegt am 30. September 1931).

Man muß durchaus sagen, daß diese ganz ausgezeichnete Grabanlage mit liebevollen Händen gebaut war — der hier bestattete Tote muß den Hinterbliebenen lieb gewesen sein: die Bestattung zeugt von großer Pietät dem Toten gegenüber. Ich lege Wert auf diese Feststellung, weil teilweise in der Vorgeschichtsforschung die merkwürdige Anschauung herrscht, die Decksteine der bekannten Megalithgräber wären in der bekannten Größe und Schwere deshalb gewählt, um dem Bestatteten das — Wiederkommen unmöglich zu machen. — Neben der Stele standen weiter rechts und links zwei kleine, sehr schmale aufrechte Steine. Was dies zu bedeuten hat, vermag ich nicht zu sagen, m. W. ist diese Feststellung sonst noch nicht gemacht.

Gegen Abrutschen von der Höhe war dieser Grabhügel ganz hervorragend gesichert. Diese Sicherung aus senkrecht eingegrabenen Haltesteinen und schräg oder platt dahinterliegenden Stützsteinen war baulich derart interessant, daß wir sie eigens photographisch und zeichnerisch aufgenommen haben.

Auch dieses Grab war leider fundlos. Nach Art und Form kann aber kein Zweifel daran sein, daß es etwas jünger ist als Grab 1; es wird durchaus in die Periode I der älteren Bronzezeit zu setzen sein, etwa 2000—1800 v. Chr. Das Grab 2 Amtmannsberg bildet also die zeitliche Fortsetzung der dortigen Siedler."

Über den Hügel im Leistruper Walde berichtet Müller-Brauel: „Der Hügel hatte einen Durchmesser von 5 m, in seiner Mitte stand eine geradezu mächtige Stele, 0,35 m aus dem Hügel aufragend, 0,40×0,45 m dick. Der Stein erwies sich später als wirkliche Grabstele, sie stand am Südende des Grabes. Erkennbar war ferner eine fast ununterbrochene Randeinfassung des Hügels mit größeren Steinen.

Auch hier war das eigentliche Grab etwa 0,50—0,60 m in den Boden eingetieft. Der Grabbau war auch hier dachförmig, aus größeren und kleineren Steinen — hier herrschte Sandstein vor — zusammengesetzt. Wieder lag auf der ‚Dachfirst' eine einzelne Längsreihe kleiner Steine. Der Grabbau selber war 2,50 m lang bei einer Breite von 0,80—0,90 m. So entstand der Eindruck eines späten Typs der Megalithgräber. Dann hatte man eine Beschüttung mit formlosen Steinen vorgenommen und so den Hügel gebildet (Abb. 4).

Der Tote ist vermutlich in Felle gehüllt beigesetzt worden; für einen Baumsarg bietet das schmale Grab nicht Raum genug, außerdem ließ sich keinerlei Verfärbung (von vermodertem Holz herrührend) nachweisen.

Dieses Grab erbrachte endlich Funde, wenn auch an sich unscheinbar, so doch in ihrer Bedeutung wertvoll: nahe der Stele fand sich eine Scherbe von 0,04×0,03 m Größe; unmittelbar darunter, im Halbkreise gelegt, fanden wir drei weitere Scherben. Diese drei sind verziert, und zwar mit eingedrückten oder eingestochenen Ornamenten. Es sind durchaus Scherben mit endsteinzeitlicher Verzierung, eine davon ist eine Randscherbe mit einem fingernagelartigen Randornament.

Die Tatsache, daß die vier gefundenen Scherben von vier verschiedenen Gefäßen stammen, gestattet es, diese Scherben als sog. Scherbenopfer anzusehen, wie solche in endsteinzeitlichen Gräbern des öfteren nachgewiesen worden sind. — Man denke in diesem Zusammenhange nur z. B. einmal an die Scherbenopfer in Äckern, an den vier Ecken oder in der Mitte vergraben: sie sollen Glück bringen (wie heute noch dieser Glaube ist).

Im vorliegenden Falle bilden die Scherben eine äußerst erwünschte Unterstützung der zeitlichen Einordnung des Grabes; Ende der Jüngeren Steinzeit."

Für genauere Einzelfeststellungen reichen die Ergebnisse noch nicht aus. Das aber kann gefolgert werden: es sind mehrere hundert äußerlich gleichartiger Hügel vorhanden; wenn drei, beliebig herausgegriffen, als Gräber sich erwiesen haben, so darf man auch die noch nicht geöffneten als Gräber ansehen. „Hiermit ergeben sich ganz neue und wertvolle Gesichtspunkte und Ausblicke in die Vorzeit des Lippischen Landes. Mit aller Sicherheit können wir zunächst von einer verhältnismäßig dichten Besiedelung des Landes gegen Ende der Jüngeren Steinzeit reden — wollen wir in Zahlen sprechen, so der Zeit von etwa 2300—2000 v. Chr. Hinsichtlich der Beschaffenheit des Landes zur Zeit, als diese Menschen hier siedelten, machen wir die Feststellung, daß damals die Waldkuppen zweifellos nicht vorhanden waren, daß also das Lipperland ziemlich waldfrei war. Denn es ist ganz und gar undenkbar, daß die damaligen Menschen ihre Toten im Walde begraben hätten. Im Gegenteil: waren sie für ihre Siedlungen an die Täler gebunden, wo sie das notwendige Wasser fanden — ihre Toten begruben sie dort, wo die Sonne auf den Höhen lag, wo lauteres Licht um die Gräber floß, wo die stillen Schläfer weite Sicht über ihre Lebensheimat hatten."

Welcher Bevölkerung aber sind die Siedler zuzurechnen? „Es wäre ein Leichtes, eine lange Reihe von Parallelen zu den untersuchten Gräbern nachzuweisen. Ich will hier einzig auf die von Dr. H. Reinerth zu Sarmenstorf in der Schweiz untersuchten schnurkeramischen Gräber hinweisen, die Reinerth in der ‚Kossinna-Festschrift' beschreibt und abbildet, wie er auch eine Rekonstruktion dieser dachförmig gebauten Gräber gibt. So haben sicherlich die Gräber auf dem Amtmannsberge und im Leistruper Walde unmittelbar nach ihrer Fertigstellung auch ausgesehen.

So ist es mir persönlich sicher, daß wir in den untersuchten Gräbern solche von eingewanderten schnurkeramischen Siedlern aus dem Thüringischen bzw. aus Mitteldeutschland vor uns haben."

Müller-Brauel.

Auf die Bedeutung der schnurkeramischen Bevölkerung für die Entwicklung des Germanentums ist schon im vorigen Heft hingewiesen worden (S. 56 u. S. 59), so daß wir uns mit dem Hinweis darauf begnügen können.

S.

Kleine Beiträge.

Winterveranstaltungen der Herman-Wirth-Gesellschaft, Berlin, Januar bis April 1932.

Univ.-Prof. Dr. Josef Strzygowski (Wien): „Das vergleichende Verfahren Herman Wirths." Kunstgeschichtliche Betrachtungen zur Erforschung der ältesten Schrift und Kultsymbolik. (Mit Lichtbildern.) — Donnerstag, 21. Januar 1932, abends 8 Uhr, im großen Sitzungssaal des Oberverwaltungsgerichtes, Charlottenburg 2, Hardenbergstr. 31 (Bahnhof Zoo).

Prof. Dr. Herman Wirth: „Die Christianisierung der Germanen im Lichte der Kultdenkmäler." (Mit Lichtbildern.) — Donnerstag, 4. Februar 1932, abends 8 Uhr, im Plenarsaal des Reichswirtschaftsrats, Bellevuestr. 15.

Prof. Dr. Ernst Bergmann (Leipzig): „Der Atlantische und der Mittelmeerkulturkreis der Frühgeschichte." Ihr Aufbau im Lichte der Urschriftlehre Herman Wirths und der Welteislehre Hörbigers. — Donnerstag, 25. Februar 1932, abends 8 Uhr, im großen Sitzungssaal des Oberverwaltungsgerichts, Charlottenburg 2, Hardenbergstr. 31.

Stadtbibliothekar Wolfgang Schöningh: „Urnordische Kulturüberlieferungen im Katholizismus im Zusammenhang mit Herman Wirths Forschungen." — Mittwoch, 9. März 1932, abends 8 Uhr, im großen Sitzungssaal des Oberverwaltungsgerichts, Hardenbergstr. 31.

Dr. Bernhard Kummer: „Das Ende der nordischen Lebensform in der Mission." — Donnerstag, 31. März 1932, abends 8 Uhr, im großen Sitzungssaal des Oberverwaltungsgerichts, Hardenbergstr. 31.

Dr. Johann von Leers: „Ostasiatische Schrift und Symbolik als Überreste nordisch atlantischer Kultsymbolik." (Mit Lichtbildern.) — Donnerstag, 14. April 1932, abends 8 Uhr, im großen Sitzungssaal des Oberverwaltungsgerichts, Hardenbergstr. 31.

Die Eintrittspreise betragen für alle Vorträge 1,— und 2,— Mk. (nur für den Vortrag von Prof. Dr. Wirth werden auch Karten zu 3,— Mk. ausgegeben). Mitglieder der Wirth-Gesellschaft zahlen die Hälfte; für Mitglieder der „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte" gelten ebenfalls zu allen Veranstaltungen die ermäßigten Preise (Mitgliedskarte vorzeigen).

Es wird dringend empfohlen, sich Karten zu allen Veranstaltungen im Vorverkauf zu sichern durch: Akademische Buchhandlung Haller & Schmidt, Prinz-Louis-Ferdinand-Str. 1; Amelangsche Buchhandlung, Charlottenburg 2, Kantstr. 164; Bote & Bock, Leipziger Str. 37 und Tauentzienstr. 7b; Lüdersdorffsche Buchhandlung, Charlottenburg 2, Grolmannstr. 30/31 und Theodor Weicher, W 9, Eichhornstr. 3.

Herman-Wirth-Gesellschaft, Berlin-Steglitz, Arndtstr. 40.
Fernruf: G 9 Albrecht 78 78.

Mitteilungen.

1. Das Vereinsjahr 1931/32 läuft mit dem 31. 3. 1932 ab. — Wir bitten die verehrten Mitglieder, die den **Beitrag** für das Jahr 1931/32 noch nicht entrichtet haben, herzlichst und dringend, möglichst bald zu zahlen. (Zahlkarte liegt bei.) Soweit der Beitrag bis zum 20. 3. d. J. noch nicht eingeschickt ist, werden wir ihn mit der Übersendung von Heft 5/6 unserer Zeitschrift durch Nachnahme erheben.

2. Heft 1 der neuen, IV. Folge, Jahrgang 1932/33 erhalten die Bezieher in der ersten Hälfte des Monats Mai kurz vor der Pfingsttagung.

3. Die 5. Tagung der Freunde germanischer Vorgeschichte findet vom 17. Mai, abends, bis zum 20. Mai in **Halberstadt** statt. Es ist in Aussicht genommen für:

Dienstag, 17. 5., 20 Uhr: Begrüßungsabend im Kaiserhof am Domplatz. Zur Einführung: Bericht mit Lichtbildern, Museumsdirektor Hemprich: „Die wichtigsten vorgeschichtlichen Kultstätten des Nordharzes.“

Mittwoch, 18. 5., 8 Uhr: Hauptversammlung im Kaiserhof. Jahresbericht des Vorsitzenden und Ansprache Direktor Teudt. — 9 Uhr: Abfahrt zum Regenstein. Bericht Professor Bürger-Blankenburg: „Bedeutung des Regensteins.“ — 11 Uhr: Fahrt zum Gläsernen Mönch. Bericht Hemprich. — Mittagessen. — 15 Uhr: Rückfahrt. Besichtigung der vorgeschichtlichen Funde vom Gläsernen Mönch. Führung Hemprich. — 20 Uhr: Öffentlicher Lichtbildervortrag: Studiendirektor Dr. Beyer, Bad Oeynhausen: „Neue Wege der germanischen Altertumskunde.“

Donnerstag, 19. 5., 8 Uhr: Abfahrt zum Königstein. Berichte: Direktor Teudt und Ingenieur Keil, Quedlinburg. — 10 Uhr: Fahrt zur Roßtrappe. Bericht Direktor Teudt: „Kultstätten und Fluchtburgen.“ — Mittagessen. — 14,15 Uhr: Fahrt nach Quedlinburg. Bericht des Museumsdirektors: „Quedlinburg als vorgeschichtliche Kultstätte.“ — Rückfahrt. — 20 Uhr: Aussprache im Kaiserhof. Schluß der Tagung.

Freitag, 20. 5.: Ausflug nach Verabredung unter Führung.

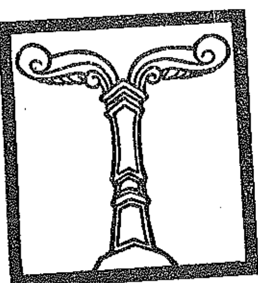
Für Unterkunft, Fahrgelegenheit, einfaches Mittagessen zu 1.— Mk. usw. wird — wie seither — stets gesorgt. Endgültige Tagesfolge mit weiterer Auskunft wird in den beiden nächsten Heften beigelegt. Wir bitten aber, jetzt schon für die Tagung zu werben und Hinweise in der Tagespresse (auch in Provinzzeitungen) bringen zu lassen.

Heft 5/6 wird u. a. folgende wertvolle Beiträge enthalten:

Professor J. Riem: Azimut und geographische Breite. — Wilhelm Teudt: Zur Ortungsfrage: Eine Entgegnung auf Hellmichs Kritik in der Prähistorischen Zeitschrift. — Dr. O. Hauser: Neue wichtige Funde für die älteste deutsche Urgeschichte. — Ernst Precht: Kreuzsteine (mit Bildbeilagen). — H. A. Prietze: Der Stein von Groß-Twülpstädt (mit Bildbeilagen). — Bücherbesprechungen von Dr. Plaßmann über F. W. Schaafhausen, Der Eingang des Christentums in das deutsche Wesen II, und über Herman Wirth, Die heilige Urschrift der Menschheit, neue Lieferungen. — Kleine Beiträge: Zur Pferdezucht bei den Germanen. — Astara-Stern von Otto Huth.

Verantwortlich für den Textteil: Studiendirektor Dr. Paul Gerhardt Beyer und Schriftleiter Walther Hieke, Bad Oeynhausen; für den Anzeigenteil: Karl Klußmann, Bielefeld. Alle Zuschriften, die die „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte“ betreffen, auch Bestellungen auf „Germanien“ an den ersten Vorsitzenden: Oberstlt. a. D. Platz, Detmold, Bandelstraße 7. Alle redaktionellen Zuschriften an die Schriftleitung: Bad Oeynhausen, Hindenburgstraße 22, oder an Studienrat O. Suffert, Detmold, Hermannstraße 11. — Zahlungen des Bezugsgeldes und des Mitgliedsbeitrages nur auf das Postscheckkonto: Oberstlt. a. D. Platz, Detmold, Bandelstraße 7, Postscheckamt Hannover 65 278; Druck und Versand: Westf. Buch- und Kunstdruckerei Gustav Thomas, Bielefeld, Bünder Straße 32.

Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte, e. V.
Sitz Detmold



Die wiederaufgerichtete
Irminsul
vom Steinbild der Kreuzabnahme an den Externsteinen

Nie wird ein Volk aus tiefster Schmach
Erheben sich zu neuer Blüte,
Auf stolzer Höhe sich behaupten,
Solange es der Ahnen Ruhm mißachtet,
Solange es den Urquell seines ganzen Seins,
Der Väter unvergänglich Erbe
Verkennen und verleugnen kann!

P. G. B.

Zweck und Ziel unserer Bewegung:

Wir wollen mithelfen, in die verdunkelte und geflissentlich zerstörte Welt der früh- und vorgeschichtlichen Vergangenheit unseres Volkes forschend und führend einzudringen.

Wir suchen in rastlosem Bemühen, den Spuren unserer Ahnen nachzugehen, um aus den Resten ihrer reichen Hinterlassenschaften Wiederaufbauarbeit zu leisten.

Wir sammeln und sichten, fügen Stein auf Stein: das Werk ersteht. Im neuen Lichte zeigt sich uns heute schon das Bild des Germanentums mit all den hohen Werten seiner alten Kultur.

Wir kämpfen, unbeirrt aller wegsperrenden und werkhindernden Vorurteile, in dem Bewußtsein, daß wir das Feld gewinnen und behaupten. Wir sehen mit Freuden den unaufhaltsamen Fortschritt der Forschungen und Entdeckungen auf dem Gebiete unserer Germanenkunde.

Wir rufen alle Deutschen zu uns heran, die mit uns gleichen Willens sind, und bitten sie, sich unserer Bewegung anzuschließen und in Wort und Schrift, mit Rat und Tat mitzuwirken und mitzukämpfen.

Wir unterrichten in allgemeinverständlichen Berichten, Aufsätzen, Besprechungen und dgl. über Stand und Fortschritt der Forschungen.

Das geschieht in unserer Zeitschrift

„Germanien“
Blätter für Freunde germanischer Vorgeschichte

Sie erscheint jährlich in 5–6 Heften zwangloser Folge. Sie wird den Mitgliedern der „Vereinigung germanischer Vorgeschichte“ e. V., für den Jahresbeitrag (10 RM) **kostenlos** zugestellt.

Mit der Einzahlung von 10 RM auf das Postscheckkonto Hannover 65278 Obstlt. a. D. Platz, Detmold, Bandelstraße 7, ist Anmeldung und Beitritt vollzogen. Der Beitrag kann in Raten entrichtet werden.

Wer nicht beitragzahlendes Mitglied werden will, bestellt „Germanien“ in einer Buchhandlung, Bezugsgebühr ebenfalls 10 RM.

Wer nur Mitglied der Vereinigung werden will, zahlt einen jährlichen Beitrag von 2 RM.